WILS
CLS
PT1337
.B53x
1914
od.9

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

BÜCHER VON SAMMLUNG

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung für Schule und Haus. Amtlich empfohlen. Enthält über 100 000 Wörter. Preis 1 Mk. 60 pf.

Nasenformer „Zello“

Vor d. Gebr.

Nach d. Gebr.

Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche in meinem Institut zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 4—8 Wochen erzielt. Mit meinem verbesserten Nasenformer „Zello“ kann jede, auch die häßlichste Nase verbessert werden (mit Ausnahme der Knochenfehler). **Nachbestellungen aus Fürsten- und Kreisen.** Jahresu… 30 000 Stück. Preis … stellbar M. 5.—, de… schuk M. 7.—, Port… ersten ärztlichen … empfohlen. Lasse… serate täuschen, … Einziges … **Spezialist L.M.Ba…**

…mte In… erreicht.

…interfeldtstr. 34.

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31. ++++++++++++++++++++++++++++++++++

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

gegen

Kaiser's Brust-Caramellen

Husten

Heiserkeit, Katarrh,
Verschleimung,
Rachen-Katarrh,
Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen".

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken

in Deutschland Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

HAUSFRAUEN

welche auf eine gründliche, appetitliche und allen sanitären Anforderungen entsprechende

Reinigung von Haus- u. Küchengeräten

Wert legen, werden gebeten, einen Versuch mit

zu machen.

EIN ERSTKLASSIGES HYGIENISCHES

REINIGUNGSMITTEL

FÜR KÜCHE UND HAUS.

Leichte, flotte Arbeit. — Weitgehendste Verwendbarkeit. — Größte Schonung der Hände. — Kein Angreifen der Haut wie bei Soda, Schmierseife und dergleichen. — Vollständige Geruchlosigkeit der Gegenstände nach der Reinigung.

SAPONIA reinigt rasch und leicht fettige und beschmutzte Gegenstände aus Metall, Email, Marmor, Holz, Glas, Porzellan usw., wie Küchengeschirre, Badewannen, Fenster, Türen, Linoleum, Waschgeschirre, Klosette etc.

Zu haben in Drogerien, Kolonialwaren-, Seifen- und Haushaltungsgeschäften.

Proben versenden auf Wunsch gratis und franko

SAPONIA-WERKE Offenbach a. M.

Twin Cities Campus

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

Zu der Novellette „Überstanden“ von Lenore Pany. (S. 14)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

❖

Jahrgang 1914 ❖ Neunter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

WILS, CLS
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Überstanden.
Novellette von Lenore Pany. Mit Bildern von Max Vogel 5

Der selige Major.
Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel) (Fortsetzung) 31

Russische Kriegsinvaliden.
Von R. Zollinger. Mit 9 Bildern 92

Flieger.
Eine Sportgeschichte von Johannes Otto 105

Die Bergonisation,
ein neues elektrisches Heilverfahren. Von Dr. Robert Fürstenau. Mit 4 Bildern 165

Der Dieb des Doktors Struck.
Ein wahrer Gerichtsfall. Mitgeteilt von Heinz Welten 179

Der Feuerberg von Teneriffe.
Von Max Nentwich. Mit 10 Bildern nach Aufnahmen des amerikanischen Vulkanologen Cav. Frank A. Perret 193

Mannigfaltiges:
Gleichheit! 211
Geheime „Steckbriefe“ 215
Das erste japanische Hotel in Berlin 217
Mit 2 Bildern.

Digitized by Google

Seite

Menschenjagden 219
In welchem Alter ist die Frau am schönsten? . . 221
Königliche Tafelfreuden 222
Wie tief können wir in den Himmel sehen? . . . 223
Eine Gerberstadt in Palästina 225
Mit Bild.
Eine seltsame Felddienstübung 226
Die Sinnesorgane der Reptilien 227
Eine Frau, die eine Königskrone verscherzte . . . 230
Der letzte Scheiterhaufen in Deutschland 231
Jalousiereiniger 232
Mit Bild.
Eine Namensänderung 233
Deutschlands Wildstand 233
Ein königlicher Kaufmann 236
Hundetreue 237
Die Brillenschlange des Meeres 238
Was den Wilden eine Frau wert ist 239
Die Poesie der Postkutsche 239
Ein gefährlicher Prinz 240

Überstanden.

Novellette von Lenore Pany.

Mit Bildern von
Max Vogel.

(Nachdruck verboten.)

Ella Weber stand vor dem Spiegel und betrachtete nachdenklich ihr Ebenbild. Zum ersten Male nach Monaten trug sie wieder ein helles Kleid. Sie war in den letzten Jahren aus der Trauer fast nicht herausgekommen. Erst waren die Eltern nach langem Siechtum eines nach dem anderen gestorben, und als sie sich von der anstrengenden Pflege etwas zu erholen hoffte, wurde sie von einer Schwester der verstorbenen Mutter zu sich gerufen, damit sie der einsamen, gelähmten Frau die letzten Lebenstage verschönern helfe. Ella hatte neben der nervösen, mit sich und der Welt zerfallenen Frau ein wahres Martyrium erduldet, mit dem sie auch der Gedanke an das ihr zugesprochene große Erbe nicht versöhnen konnte.

Über all dem Sorgen und Bangen war ihre Jugend geschwunden, ohne daß ein Mensch sie deshalb bedauert hätte.

Nun aber, wo auch die letzte, der sie hilfreich beigestanden, in die Ewigkeit eingegangen war, stand sie frei und unabhängig da und konnte tun und lassen, was ihr beliebte. Es war ihr, der ans Dulden und Dienen Gewöhnten, so ungeheuerlich erschienen, daß sie sich anfangs nicht einmal über die errungene Selbständigkeit freuen konnte. Ganz langsam nur begann

sich in ihrer geknechteten Seele das Freiheitsgefühl zu regen, und heute, da sie die Trauer abgelegt und zum ersten Male ein helles Kleid trug, wuchs dieses Freiheitsgefühl sieghaft in ihr empor.

Das Leben lag noch vor ihr. Sie wußte aber gar nicht, von welcher Seite sie es anfassen sollte. Es war ein Sehnen, Hoffen und Wünschen in ihr, das sie förmlich ängstigte. Wenn sie sich fortab auch alles gönnen konnte, was das Herz verlangte, so war sie doch längst kein junges Mädchen mehr, und es gab einen Weg im Leben, vor dem das Schicksal bereits mitleidlos die Schranken geschlossen.

Daß sie sich bei all der Pflege und Aufopferung so gut erhalten hatte, war ohnedies ein Wunder zu nennen. Sie war immer ein wenig eitel auf ihre Person gewesen, und als die Jugendblüte abgestreift war, da hatte sie unwillkürlich zur künstlichen Nachhilfe gegriffen. Das war schließlich kein Verbrechen zu nennen. Selbst die schönste Frau besitzt ihr geheimes Laboratorium, wo die Schäden, die die unhöfliche Zeit schafft, heimlich ausgebessert werden. Daß sie ein wenig Rot auflegte, um ihren blassen Wangen Farbe zu geben, daß sie von Zeit zu Zeit die bleichenden Strähnen ihres noch immer reichen, vollen Haares nachdunkelte, wer durfte ihr daraus einen Vorwurf machen? Sie hatte nie Gelegenheit gehabt, sich für jemand zu schmücken, und so war in ihr allmählich das krampfhafte Bemühen aufgetaucht, wenigstens sich selbst den Schein der Jugend zu erhalten, solange es eben ging.

Mit prüfenden Fingern streifte sie die Bluse, die sich über dem tadellosen Frontmieder spannte, glatt. Sie besaß trotz ihrer vierzig Jahre noch immer eine schlanke Figur. Und ihre eigenen Zähne hatte sie

auch noch, schöne, gesunde, weiße Zähne, um die mancher Backfisch sie beneidet hätte. Sie sah un-

bedingt um mindestens fünf Jahre jünger aus, als sie war.

Und sie fühlte sich auch noch jung. All das Gehemmte, Zurückgedrängte in ihrer Seele forderte jetzt ungestüm sein Recht. Nun würde sie leben — endlich!

Durch das geöffnete Fenster drang der warme Atem der Frühlingssonne und strich kosend über ihr nachdenkliches Gesicht. Und nun wußte sie plötzlich, womit sie ihr neues Leben beginnen sollte. Reisen! Irgendwohin gehen, wo es schön war! Ans Meer vielleicht?

Ja, ans Meer!

Sie jubelte laut auf wie ein glückseliges Kind. Dann begann sie mit Eifer ihre Garderobe zu prüfen. Hell wie ihre Sinne sollte nun auch ihr äußeres Wesen sein. Und sie hatte ja Geld genug, brauchte nicht zu knausern.

Eine halbe Stunde später stand sie in einem großen Modegeschäft und erteilte, freilich etwas schüchtern und unbeholfen, ihre Aufträge. Sie hatte ja nicht einmal eine Ahnung, was eigentlich in diesem Frühjahr modern war. Aber die geschulten Verkäuferinnen sprangen ihr helfend bei, und sie hatte kaum das Wörtchen „Strandaufenthalt" ausgesprochen, als eine der Damen schon die Liste aller absolut unentbehrlichen Toiletteartikel aufstellte.

Todmüde kam Ella Weber abends heim. Aber ihre Augen leuchteten. Nun begriff auch sie das Vergnügen, das die vornehmen Damen beim Einkaufen empfanden. Dieses Wühlen in Spitzen und schimmernder Seide hatte einen unleugbaren, ja einen gefährlichen Reiz. Es mochte zum Sirenengesang werden für das begehrliche Herz eines schönheitsdurstigen Weibes.

Sie streckte sich behaglich auf dem Liegestuhl aus und las die verschiedenen Ankündigungen der Küstenplätze. Ah — hier! Miramare, Villa Elise, vollständige Pension — acht Kronen täglich. Aber ob es nicht doch schon zu heiß war dort? Nun, sie vertrug die Hitze gut und sehnte sich ordentlich nach den warmen Sonnen-

ſtrahlen, denen ſie ſo oft durch das Fenſter der dumpfen Krankenſtube ſehnſuchtsvoll nachgeſchaut.

Und dann die herrlichen Seebäder! Wie das erquicken und beleben mußte!

Ja, ſie wollte nach Miramare gehen. Von dort konnte ſie auch einmal einen Abſtecher nach Venedig machen, wohin es ſie ſchon lange heimlich zog.

Sie war ſo aufgeregt, daß ſie in der Nacht nicht ſchlafen konnte.

Aber das ſchadete nicht, denn was nun kam, war köſtliche Ruhe und Erquickung.

Eine Woche ſpäter reiſte ſie ab.

Ein goldiger Abend lag über dem Meer, aus deſſen Fluten ſich wie ein weißer Schwan das ſchimmernde Marmorſchloß Miramare erhebt. Sagenhaft ſtill lag es da, im Gegenſatz zu den weiter entfernten Penſionen, wo es um dieſe Zeit lebhaft herging. Es war die Stunde des gemeinſamen Nachteſſens, und auf allen Terraſſen ſah man die weißen Kleider der Gäſte leuchten, die zu den braungebrannten Geſichtern und Nacken einen ſo intereſſanten Kontraſt bildeten.

Ella Weber war ſeit einer Woche hier. Sie war noch immer etwas ſcheu und zurückhaltend und hatte es daher vorgezogen, anſtatt an der Tafel, an einem kleinen Tiſchchen zu ſpeiſen, wo ſie ganz allein und ungeniert war und außerdem einen herrlichen Ausblick über das Meer genoß. Trunkenen Auges betrachtete ſie die weite Waſſerfläche, auf die die rote Abendſonne mit goldenen Lettern ihren Scheidegruß ſchrieb.

Ein Jauchzen und Jubilieren war in ihrer Bruſt, daß ſie ſich oft vor Seligkeit kaum zu faſſen wußte. Sie mußte ſich Gewalt antun, um nicht gleich den munteren Kindern zu ſingen und zu ſpringen.

Die Schönheit war so plötzlich in ihr armseliges Leben getreten, daß sie davon wie betäubt war.

Sie nahm ihr Glas, in dem köstlicher Rotwein funkelte, und hielt es hoch, während ein sinnendes Lächeln ihre Lippen umspielte. Gern hätte sie jemand zugetrunken, aber sie wußte nicht wem. Oder doch! Dem Leben, dem herrlichen, unvergleichlich schönen Leben — dem wollte sie zutrinken.

Da bemerkte sie, daß vom Nebentisch ein junger Mann unverwandt zu ihr herübersah. Es verwirrte sie. Ohne getrunken zu haben, setzte sie das Glas nieder. Ein richtiger Schreck erfaßte sie, als der Herr nun aufstand und mit einer artigen Verneigung an ihren Tisch trat.

„Verzeihung, gnädige Frau! Würden Sie mir gestatten, einen Augenblick hier Platz zu nehmen? Ich möchte gerne den Sonnenuntergang skizzieren, und von hier aus ist der beste Blick."

Einer so höflichen Bitte konnte sie unmöglich ein Nein entgegensetzen. Sie nickte stumm. Der Herr nahm sofort sein Buch heraus und legte eine Anzahl farbiger Stifte neben sich. Eifrig zeichnete er, und dann reichte er ihr das Blatt über den Tisch hin.

„Wenn Sie es ansehen wollen, gnädige Frau?"

Sie war über und über rot geworden. Flüchtig warf sie einen Blick auf die Skizze. „Wenn ich sachverständig wäre, würde ich wahrscheinlich sagen, daß die Skizze ausgezeichnet ist. So kann ich nur sagen, daß sie mir außerordentlich gefällt."

„Was schließlich auf dasselbe hinauskommt. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Ingenieur Erhart."

Sie neigte leicht das Haupt, hoffend, daß er sich jetzt entfernen würde.

Aber daran schien er nicht zu denken, sondern

rückte vielmehr ſeinen Stuhl etwas näher heran und begann lebhaft zu plaudern.

Nach und nach ſtreifte ſie ihre Schüchternheit ab. Sie war doch kein dummer Backfiſch mehr!

„Sind Sie ſchon Boot gefahren draußen auf dem Meere?“ fragte Erhart nach einer Weile.

Sie verneinte. „Es ſieht ja ſehr verlockend aus, aber, aufrichtig geſagt, ich fürchte mich davor. Wenn ich ſehe, wie ſo ein Segelboot ſich plötzlich auf die Seite legt, daß man glaubt, jetzt müſſe es verſinken, läuft es mir jedesmal kalt über den Rücken.“

Er lächelte. „Das ſieht nur ſo ſchlimm aus. In

Wirklichkeit ist das Segeln ein großes Vergnügen. Ich würde es mir zur Ehre anrechnen, Sie zu fahren. Werden Sie es gestatten, gnädige Frau?“

Sie wußte nicht gleich, was sie erwidern sollte. Befangen hob sie das Glas an die Lippen, um Zeit zur Überlegung zu gewinnen.

„Nun?“ fragte er.

Sie zögerte. „Ich möchte wohl, aber —“

„Kein Aber, gnädige Frau! Wann paßt es Ihnen? Vormittags oder abends?“

„Vormittags wäre es mir lieber.“

„Gut. Sagen wir also um acht Uhr. Oder ist das zu früh?“

„Nein. Um diese Zeit habe ich immer schon meinen Spaziergang hinter mir.“

„Den Schloßpark haben Sie wohl schon gesehen?“

„Ja — er ist feenhaft. Man glaubt zu fühlen, wie die Zeit stillsteht. Diese Lautlosigkeit, diese Ruhe! Nichts als Blütenduft und das Singen der Vögel.“

„Das richtige Waldweben — nicht wahr?“ Er stand auf. „Nun will ich nicht länger stören, gnädige Frau. Wappnen Sie sich also mit Mut und Stärke! Und vertrauen Sie sich mir ruhig an! Ich bringe Sie heil und sicher wieder ans Land.“

Sinnend blickte sie ihm nach. Seine letzten Worte hatten sie seltsam berührt. Ob er etwas anderes damit hatte sagen wollen?

Das Blut schoß ihr plötzlich heiß in die Wangen. Nun war sie wirklich nahe daran, sich wie ein verliebtes junges Mädel Gedanken zu machen.

Aber was wollte er dann von ihr? Er mußte es doch auf den ersten Blick gesehen haben, daß sie nicht mehr jung war. Schon der Umstand, daß er sie mit

„gnädige Frau“ angeredet, sprach dafür. Aber das war jedenfalls wohl nur eine artige Schmeichelei von ihm. Eine verheiratete Frau hätte sich sicher nicht so verlegen und unbeholfen benommen wie sie.

Nun bereute sie es, daß sie ihm die Zusage zur Bootfahrt gegeben. Aber rückgängig machen ließ sich die Sache nicht mehr, ohne daß sie dadurch in den Schein der Albernheit verfiel. Nun, es war ja bloß dies eine Mal. Er konnte sie zu keiner Wiederholung zwingen, wenn ihr das Segeln kein Vergnügen bereitete.

Die rote Sonne schrieb noch immer ihre goldenen Buchstaben auf die Wasserfläche. Aber Ella sah nicht mehr hin. Es fröstelte sie plötzlich. Sie nahm ihr Tuch um die Schultern und stieg langsam die Treppe zu ihrem Zimmer empor.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Ella Weber am nächsten Morgen zum Strand hinabging, war Erhart schon damit beschäftigt, das Boot instand zu setzen.

Sie überlegte, ob sie dem jungen Mann die Hand bieten solle, unterließ es jedoch. Mit bangem Herzklopfen betrachtete sie das schwankende Fahrzeug, das sich, als sie vom Ufer stießen, sofort auf die Seite legte. Nur mit Mühe unterdrückte sie einen Angstschrei, aber ihr Gesicht wurde totenblaß.

Erhart bemerkte es. „Es scheint, Sie fürchten sich wirklich?“ fragte er belustigt.

„Leider muß ich mit Ja antworten. Dieses Schaukeln ist fürchterlich.“

„So wollen wir lieber umkehren?“

„Ich weiß nicht —“

„Es wäre schade darum, gnädige Frau. Die Aussicht auf das Schloß ist aus weiterer Entfernung besonders schön, und wenn Sie sich erst ein wenig an das

Kokettieren des Segels gewöhnt haben, wird Ihre Angst bald überwunden sein."

Sie antwortete nicht gleich. Am liebsten wäre sie allerdings umgekehrt, aber sie schämte sich.

„In Gottes Namen also!" sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

Er lachte. „Sie seufzen ja, als ob es zum Schafott ginge! Und es gibt doch nichts Herrlicheres als eine Meerfahrt — glauben Sie mir!"

Irgend etwas in ihrer Seele gab ihm recht. Es war schön, dieses Dahinsausen auf glitzernden Wogenkämmen, schön und furchtbar zugleich.

Da Erhart mit der Lenkung des Bootes genügend zu tun hatte, schwiegen sie eine Weile, und erst als sie ziemlich weit draußen im offenen Meere waren, forderte der junge Mann seine Begleiterin auf, sich umzublicken. Hell leuchtete das Marmorschloß aus den Fluten.

„Schön — nicht wahr?" fragte er.*)

Sie nickte. „Was wäre hier nicht schön? Es ist alles wie im Märchen. Der Himmel, das Wasser, die Vegetation! Es ist erstaunlich, wie schnell hier alles aufblüht!"

„Ja, das Klima ist ein Zaubermittel. Man sieht nirgends so leuchtende Blüten und so leuchtende Augen wie im holden Süden."

Das Wort gab ihr zu denken. Und wieder fühlte sie, daß er recht hatte. Auch in ihrer Seele war ein so frohes Jauchzen und Blühen, seitdem sie dem kargen Alltag den Rücken gekehrt und ins Land der Sonne gewandert war, daß sie ordentlich davor erschrak. Wie im Traum lebte sie dahin.

---

*) Siehe das Titelbild.

Nach einer Stunde Fahrt, während der sie ihre anfängliche Furcht allmählich ganz abgestreift, kehrten sie um.

Nun mußte sie Erhart doch die Hand reichen. „Ich danke Ihnen, es war sehr schön.“

Er lächelte. „Das Vergnügen war wohl ausschließlich auf meiner Seite, weil Sie doch solche Angst hatten.“

„Am Schluß hat es mir schon recht gut gefallen. Und nun ich das kleine Wagnis glücklich hinter mir habe, will ich auch etwas Größeres riskieren und nächste Woche mit dem Dampfer nach Venedig fahren.“

„Freilich, Venedig dürfen Sie nicht versäumen. Aber Sie kommen doch wieder zurück und bleiben noch lange hier, gnädige Frau?“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Natürlich müssen Sie noch bleiben! Es gibt ja so vieles Schöne zu sehen.“

Seine Stimme klang so lebhaft und eindringlich, daß sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Mit einem kurzen Gruß wendete sie sich zum Gehen. Doch da hatte er schon sein Fahrzeug im Stich gelassen und war mit zwei Schritten neben ihr.

„Wenn Sie mich nicht aufdringlich schelten, möchte ich um das Vergnügen bitten, mich Ihnen auf der Dampferfahrt anschließen zu dürfen.“

Sie starrte ihn entsetzt an.

„Nun, ist denn das so fürchterlich?“

„Nein, aber — — ich möchte nicht, daß Sie sich vielleicht ein Opfer auferlegen.“

„Von einem Opfer kann keine Rede sein. Ich schätze es mir zur Ehre, wenn Sie mich als Gesellschafter und Führer dulden wollen. In diesem Fall würde ich uns gleich morgen in Triest die Fahrkarten besorgen. Darf ich?“

Sie kämpfte einen kurzen Kampf mit sich. „Bitte,“ sagte sie endlich leise. Und mit gesenktem Haupte schritt sie, ohne noch einmal zurückzublicken, davon.

Bei herrlichstem Mondschein ging der Dampfer aus dem Hafen von Triest. Da die Nacht so mild war, hatten die meisten Passagiere auf eine Kabine verzichtet und sich's lieber droben auf Deck in den Liegestühlen bequem gemacht.

Auch Ella Weber und Erhart waren diesem Beispiel gefolgt, und Erhart hatte sogar seiner Begleiterin sehr eindringlich dazu geraten. Wenn man zum ersten Male übers große Wasser fuhr, war es gut, sich möglichst in der frischen Luft aufzuhalten.

„Es ist Ihnen doch wohl?“ fragte er besorgt.

„Ganz wohl. Warum?“

„Weil Sie so schweigsam sind.“

„Man kann so besser genießen. Sehen Sie nur, wie schön Triest mit seinen Lichtern ist! Entzückend!“

Sie klatschte in die Hände vor Vergnügen und blickte dann verlegen um sich, ob niemand sie in ihrem Bewunderungsparoxysmus beobachtet habe. Aber es war niemand in der Nähe. Nur Erhart stand neben ihr und versuchte es, ihr die im Dunkel verschwimmenden Punkte der Küste zu erklären.

„Das dort ist Opcina, gnädige Frau. Da hinauf müssen wir unbedingt. Die Fernsicht ist einfach göttlich. Und die Adelsberger Grotte sollten Sie sich auch nicht entgehen lassen. Ein Katzensprung von hier und überaus lohnend. Sie werden dann die Erfahrung machen, daß es nicht nur über der Erde, sondern auch unter der Erde Märchen gibt.“

Ihr schwindelte. Es schien ihm also Ernst zu sein, sie überallhin zu begleiten. Warum? Er wußte von

ihr so gut wie nichts, hatte auch noch mit keiner Silbe an ihre Verhältnisse gestreift. Und auch in die Tiefen ihrer Seele hatte sie ihm noch keinen Blick gegönnt. Er kannte von ihr nur das äußere Wesen, das Äußere eines verblühten, sonnenlos aufgewachsenen Mädchens.

Und er war ja so viel jünger als sie. War es möglich, daß sie trotz alledem einen Reiz auf ihn ausübte?

Ihr Herz tat einen lauten, unruhigen Schlag. Welch andere Erklärung gab es für die Hartnäckigkeit, mit der er sich an ihre Fersen heftete? Die Liebe wählt ja oft die verschlungensten Pfade. Es war kaum auszudenken, aber möglich, möglich war es doch — —

Um ihre Aufregung zu verbergen, schützte sie Müdigkeit vor, und dem Schaukeln des Schiffes sowie der angenehmen Brise, die über sie hinstrich, gelang es wirklich, sie binnen kurzem in Schlaf zu wiegen.

Eine seltsame Empfindung im Gesicht weckte sie — die Sonne.

Ganz erschrocken blickte sie um sich. Das Schiff hatte eben Anker geworfen, in hellstem Glanze schimmerten die grauen Paläste der Lagunenstadt herüber. Es war sechs Uhr morgens.

Eilig brachte sie ihre Frisur in Ordnung und setzte den Hut auf. Da kam Erhart, der von der anderen Seite des Verdecks aus die Stadt betrachtet hatte, lächelnd auf sie zu.

„Das war ein ausgiebiger Schlaf, gnädige Frau. Nun werden wir gleich am Ziele sein. Sehen Sie, da rudern schon die Gondeln heran.“

„Und diesen schwarzen Kästen sollen wir uns anvertrauen?“

„Jawohl, diesen schwarzen Kästen. Aber seien Sie ohne Furcht. Diese Leute haben noch keinen ertrinken lassen.“

Nicht ohne ein leises Grauen hatte Ella in dem ewig auf und nieder wippenden Schifflein Platz genommen. Aber sie war ja nicht allein! Das beruhigte sie bald.

Wenige Minuten später befanden sie sich auf dem Markusplatz, und wie selbstverständlich traten sie in die berühmte Kirche ein. Doch zu einem andächtigen Gebet konnte Ella es nicht bringen. Es war zu viel da, das die Gedanken auf andere Dinge lenkte, in erster Linie die Fremden, die hier wie in einer Kunstausstellung behaglich mit dem Baedeker in der Hand auf und ab wandelten. Zur Andacht stimmte diese Kirche nicht, so schön sie war. Ein kostbares Schaustück, aber kein Haus für Betende.

Vorm Café Quadri nahmen sie dann das Frühstück ein. Um sie her hüpften die Tauben und sahen jeden scheel an, der aus Unwissenheit oder Gleichgültigkeit seiner Pflicht, ihnen Futter zu streuen, nicht nachkam. Ella, die eine große Tierfreundin war, ließ sich sofort eine Tüte Körner geben, und bald saßen ihr die zahmen Tierchen auf Schultern und Armen, daß sie sich ihrer kaum erwehren konnte.

Erhart überließ sie eine Weile diesem echt weiblichen Vergnügen, dann drängte er zum Aufbruch. Der Tag mußte ausgenützt werden.

Vorerst besichtigten sie den Dogenpalast, dann fuhren sie zur Akademie, wo Tizians Assunta Ellas Entzücken wachrief, und von dort besuchten sie mit Hilfe eines Führers die bedeutendsten Kirchen, unter denen die Chiesa della Salute und die Frarikirche die erste Stelle einnehmen. Todmüde und hungrig kehrten sie mittags bei Bauer-Grünwald ein, wo sie ein vortrefflich bereitetes Mahl erhielten, und erst am Nachmittag fuhren sie hinüber nach dem Lido.

Man gewinnt dort den Eindruck, als ob hier die

Welt zu Ende wäre. Arglos wie ein guterzogenes Kind spielt das Meer am sandigen Ufer. Und doch — wohin man blickt, Unendlichkeit, nichts als Unendlichkeit!

Beladen mit Muscheln und einer jungen, lebenden Schildkröte fuhren sie bei Sonnenuntergang zurück. Sie hatten noch vier Stunden Frist. Der Dampfer ging erst um Mitternacht ab.

„Die Serenade wollen wir uns doch ansehen — nicht?“ fragte Erhart, als sie ans Land stiegen.

Ella blickte furchtsam an ihm empor. „Wenn Sie meinen?“

„Ich meine unbedingt. Venedig ist eine träge Dame, die tagsüber schläft und erst abends Toilette macht. Große Toilette! Warum sollen wir uns diesen Anblick nicht gönnen!“

Er rief einen Gondelführer an, verhandelte mit ihm über den Preis der Fahrt und band es ihm auf die Seele, sie Punkt acht Uhr vor dem Restaurant Bauer zu erwarten. Er war auch pünktlich zur Stelle, half Ella mit der den Italienern angeborenen Grazie in die Gondel und fuhr in der Richtung der Rialtobrücke mit ihnen ab.

Eine Unmenge Gondeln bedeckten bereits den Kanal. Viele von ihnen waren mit bunten Fähnchen und Lampionen geschmückt, Gesang und Mandolinengezirp tönte durch die Nacht, die der Vollmond zum hellen Tag verwandelt hatte. Die stolze Venezia trug ein silberschimmerndes Kleid. Wie duftige Spitzen erstrahlten die Verzierungen der altersgrauen Paläste. Mit großen Augen blickte Ella in diese singende, klingende Nacht.

Sie sah zärtlich aneinandergeschmiegte Pärchen mit verschlungenen Händen an sich vorübergleiten

und las aus all dieſen leuchtenden Augen das Glück. Es war wie eine eigene, große Feier der Liebesgöttin.

Ein brennender Schmerz griff ihr plötzlich ans Herz, und jäh wandte ſie das Haupt, um die aufſteigenden Tränen zu verbergen.

Da berührte Erhart leiſe

ihren Arm. „Was ſagen Sie dazu? Begreifen Sie es nun, daß Venedig die Stadt der Liebe heißt?“

Sie nahm ihre ganze Kraft zuſammen.

„Ja, nun begreife ich's,“ ſagte ſie mit klarer Stimme.

Eben war der Personenzug, der von Triest nach Miramare fuhr, an der kleinen Station gelandet. Ella und Erhart waren in Opcina gewesen. Noch ganz erfüllt von den Eindrücken der herrlichen Aussicht kehrten sie jetzt in ihre Pension zurück.

Als Erhart fragte, ob Ella zum Speisen herunterkäme, verneinte sie.

„Eigentlich sehne ich mich nach Ruhe und möchte lieber recht zeitig zu Bett gehen.“

„Sie haben recht. Schlafen Sie wohl, gnädige Frau! Morgen früh hoffe ich Sie wieder munter und frisch begrüßen zu dürfen.“

Mit einem leisen Lächeln reichte sie ihm die Hand.

Als sie ihr Zimmer betrat, leuchtete ihr von der dunklen Tischdecke ein Brief entgegen. Von ihrer Nichte Dora! Nun, das eilte nicht. Sie entkleidete sich erst und streckte sich behaglich aus, ehe sie das Schreiben öffnete.

„Heißgeliebtes Tantchen!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich schon auf dem Wege zu Dir. Wirst Du mich aufnehmen? Als ich hörte, Du seiest ans Meer, da bestürmte ich Mama so lange, bis sie mir erlaubte, Dir nachzufahren. Ich habe nämlich gesagt, Du hättest mich dringend eingeladen. Nun, Du wirst die kleine Lüge und auch meine große Aufdringlichkeit wohl verzeihen, wenn Du erfährst, wie unbändig groß meine Sehnsucht nach Miramare ist. Ich will ja auch ganz zufrieden sein, wenn Du mich bloß ein paar Tage behältst. Nimm im voraus meinen innigsten Dank und sei viel tausendmal glühend umarmt und geküßt von Deiner aufrichtigen Nichte Dora.“

Mit einem seltsamen Gefühl legte Ella den Brief auf den Tisch zurück. Überschwenglichkeiten ware

sonst nicht Doras Art. Und daß sie bloß ein paar Tage bleiben würde, war doch nur eine verlegene Ausflucht. Das hätte die Kosten der Reise ja gar nicht gelohnt. Sie mußte sich schon mit dem Gedanken befreunden, ihre Nichte bis zur eigenen Rückkehr bei sich zu behalten.

Ein dunkler Schatten fiel in ihre Seele, ohne daß sie recht wußte, woher er kam. Dora war ja heiter und liebenswürdig und besaß alle Tugenden einer angenehmen Gesellschafterin. Fortan würden sie also zu dreien —

Mit unter dem Kopf gekreuzten Armen blickte sie zur Zimmerdecke empor. Nach einer Weile erst fiel es ihr ein, daß sie noch nicht zu Nacht gegessen. Sie hob die Hand gegen den elektrischen Knopf und ließ sie wieder sinken.

Eigentlich hatte sie nicht die Spur Appetit. Sie war müde, nur müde.

— — — — — — — — — — — — — —

Kaum, daß Ella am nächsten Morgen mit ihrer Toilette fertig war, klopfte es mit vernehmlicher Deutlichkeit an ihre Tür, und gleich darauf wirbelte ein junges Mädchen, bewaffnet mit einem Schirm und einer riesigen Hutschachtel, ins Zimmer.

„Tante, bestes Tantchen, da bin ich nun! Zürnst du mir ob meiner Keckheit? Aber du kannst ja gar nicht böse sein — wie? Und gut siehst du aus — wie verjüngt!“

Ella ließ den Begrüßungsschwall geduldig über sich ergehen. „Du bist hoffentlich nicht durchgebrannt?“ forschte sie vorsichtig.

„Keine Idee, es ist alles im Einvernehmen mit den Eltern geschehen. Sie lassen auch herzlich grüßen und für die gebotene Gastfreundschaft danken. — Kann man hier Kaffee bekommen? Ich bin wie verdorrt vor Hunger und Durst.“

Ella drückte auf die Klingel.

Während Dora dann frühstückte, plauderte sie unaufhörlich, in erster Linie von ihrem Lehramtsstudium, das ihr nicht das geringste Vergnügen bereite.

„Ich hoffe noch immer, nicht bis zu Ende studieren zu müssen," bemerkte sie, einem goldbraunen Hörnchen kunstgerecht beide Ecken abbeißend.

„Davon werden deine Eltern schwerlich etwas wissen wollen."

„Das kommt ganz darauf an. Wenn du, Tantchen, zum Beispiel Fürbitte einlegen wolltest!"

Ella blickte sie erstaunt an. „Wie käme ich dazu?"

„Nun, du wirst doch — — aber das erzähle ich dir alles später. Jetzt bin ich todmüde von der endlosen Fahrt. Darf man sich dort in das Bett legen — ja?"

Das junge Ding war wirklich müde. Kaum, daß sie die Kleider abgestreift hatte und in den Kissen ruhte, schlief sie auch schon.

Ella betrachtete mit nachdenklicher Miene den hereingeschneiten Gast. Ihr Aufenthalt hatte dadurch eine jähe Wendung genommen. Was sie bisher zu ihrer eigenen Erholung getan, das übertrug sich nun mehr oder weniger auf die andere.

Aber waren das nicht häßliche, egoistische Gedanken? Sie schämte sich plötzlich ihrer unedlen Regung. Warum wollte sie dem armen Ding, das ohnedies den ganzen Winter über in der Arbeit steckte, das bißchen Glück nicht gönnen, nachdem sie doch selbst so viel Glück genoß?

Als wollte sie die Schlafende um Vergebung bitten, zog sie ihr jetzt behutsam die herabgleitende Decke zurecht und wehrte ein paar Fliegen ab.

Dann verließ sie das Zimmer. Unten im Flur stieß sie mit Erhart zusammen.

„Soeben ist meine Nichte angekommen," sagte sie.

Erhart bückte sich nach seinem Spazierstock, der ihm entfallen war. „Da werden Sie eine Freude haben, gnädige Frau! Kommt das Fräulein nicht herunter?"

„Zu Tisch wahrscheinlich. Augenblicklich schläft sie, da sie sehr müde ist von der Nachtfahrt."

„Das glaube ich gern." Ein herzliches Bedauern klang durch seine Stimme.

Als er sie dann fragte, ob sie Lust zu einem Spaziergang habe, verneinte sie. „Ich will nur mit der Pensionsinhaberin sprechen, daß sie mir das Zimmer nebenan für meine Nichte überläßt."

Sie grüßte leicht und schritt davon. Als sie ihre Aufgabe erledigt hatte, blieb sie auf der Terrasse ein Weilchen sitzen. Die Kleine schlief ja oben, sie wollte sie nicht stören.

Unten am Strand wandelte Erhart mit nachdenklich gesenktem Kopfe dahin. Sie sah ihm nach mit einem verlorenen Blick. Der Abstand war so gering, daß sie ihn hätte rufen können, und doch schien er ihr in diesem Augenblick weit in die Ferne gerückt.

Was für törichte Gedanken!

Sie lief ein paarmal rund um den Garten und ging dann hinauf auf ihr Zimmer. Dora war schon wach. Reizend hob sich ihr dunkler Kopf mit den vom Schlafe rosig überhauchten Wangen aus den weißen Kissen.

Sie winkte Ella ans Bett. „Du nimmst es mir also wirklich nicht übel, daß ich so ganz ohne Aufforderung gekommen bin?" fragte sie, Ellas Hand zärtlich streichelnd.

„Warum sollte ich es übelnehmen?"

„Mein Gott, so ein junges Mädchen bildet immer eine Art Anhängsel. Vielleicht bin ich dir hinderlich?"

„Ich wüßte nicht inwiefern.“ Sie zog die Vorhänge auseinander und sah auf die Uhr. „In einer halben Stunde wird gespeist. Willst du hinabgehen, oder soll ich das Essen aufs Zimmer bestellen?“

„Natürlich gehen wir hinab, wenn du, liebes Tantchen —“

„Ich speise immer unten.“

„Allein?“

„Ja — das heißt, ein junger Ingenieur namens Erhart, mit dem ein Zufall mich bekannt machte, sitzt zuweilen mit am Tisch.“

Dora fragte nicht weiter. Sie kleidete sich sehr sorgfältig an und lief Ella leichtfüßig voran. Das reservierte Tischchen war noch leer. Erst als der Kellner die Suppe zu servieren begann, erschien Erhart.

Ella stellte vor. Der leuchtende Blick, mit dem Dora den jungen Mann ansah, und die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihm kräftig die Hand schüttelte, mißfielen ihr. Das Mädchen hatte wirklich noch sehr wenig Lebensart. Sie wollte ihr später in aller Güte ein paar Worte darüber sagen.

Während Erhart von den gemeinsamen Ausflügen berichtete, schwieg Dora. Nur ihr Blick schweifte verzückt über das Meer hin, und plötzlich breitete sie mit einem Jubellaut beide Arme aus.

Ella sah entsetzt nach ihr hin. „Aber Dora, was hast du denn?“

„Ich bin glücklich, Tantchen, so rasend glücklich!“

„Nun gut. Aber das müssen die anderen Leute doch nicht alle wissen!“

„Ach was — Glück ist doch keine Schande. Nicht wahr, Herr Erhart?“

Er nickte lebhaft. „Gewiß nicht.“

Ella blickte zur Seite. War es nicht richtig, was das unreife Mädchen soeben ausgesprochen? Keine Schande war das Glück! Nie! Niemals!

Früher, als es sonst ihre Gewohnheit war, stand sie vom Tische auf. Man wollte während der großen

Hitze ruhen und erst abends, wenn es kühler geworden, eine gemeinsame Segelfahrt unternehmen, auf die Dora sich schon kindisch freute. Ella überlegte, ob sie nicht lieber gleich ihrer Nichte einige Worte über ihr unpassendes Verhalten sagen solle, verschob es aber doch auf den Abend. Sie wollte dem Kinde den Nachmittag nicht verderben.

So schwieg sie und begnügte sich, als Dora auch

bei der zweiten Begegnung Erhart die Hand bot, mit einem verweisenden Blick.

Gegen zehn Uhr suchten sie ihre Zimmer auf. Ella zog das junge Mädchen mit sich in ihren Schlafraum, doch ehe sie noch zu Worte kommen konnte, hatte Dora sie schon zärtlich umfaßt.

„War das heute ein herrlicher Tag, Tantchen! Und den hast du mir geschenkt — du ganz allein! Komm, laß dir danken dafür, du mein liebes, goldiges Tantchen, du!“

Ella strich ihr lächelnd das Haar aus dem heißen Gesicht. „Für eine achtzehnjährige junge Dame bist du noch merkwürdig kindlich,“ sagte sie heiter.

„Nimmst du's übel?“

„Nein, aber ich muß dich doch daran erinnern, Kind, daß man sich auch in seiner größten Herzensfreude etwas zurückhaltender benehmen muß, als du es tust. Man gibt zum Beispiel nicht einem fremden jungen Manne gleich bei der ersten Vorstellung so kräftig die Hand und lächelt ihm dabei zu wie einem alten Bekannten. — Na, du verstehst mich wohl.“

Dora antwortete nicht. Sie war bis unter die Haarwurzeln errötet und blickte nun wie flehend in das Gesicht der Tante.

Plötzlich warf sie sich ungestüm an deren Brust. „Eigentlich wollte ich dir's erst morgen sagen, Tante, aber da du selbst davon anfängst —“

„Was meinst du?“ Das brennende Licht in Ellas Hand schwankte. Sie stellte es rasch nieder. Eine jähe Ahnung stieg in ihr auf. „Sprich!“ sagte sie befehlend.

Dora ließ, eingeschüchtert von dem herrischen Ton, die Arme sinken. „Ich wollte nur sagen, daß Herr Erhart und ich einander nicht fremd sind.“

„Wie — du kennst ihn?“

„Ja, und wir haben uns auch lieb —“

Ellas Hand tastete nach der Kerze und verlöschte sie. Es wurde Nacht im Zimmer.

Dora griff nach der Schachtel mit den Zündhölzern, doch Ella hielt sie fest.

„Geh ins Bett, Dora. Ich will jetzt nichts weiter hören — kein Wort mehr, verstehst du mich?“

„Aber Tante, unsere ganze Hoffnung —“

„Geh, sag' ich!“

Mit einem leisen Aufschluchzen gehorchte das junge Mädchen.

Als sie gegangen, sank Ella mit einem dumpfen Wehelaut in den Stuhl. Das also war es! Nicht ihr galt seine Fürsorge und Aufmerksamkeit, sondern der anderen, der Jüngeren. Und sie hatte geglaubt — —

Tief drückte sie das zuckende Gesicht in die Hände wie niedergeschmettert von der Erkenntnis ihres schmachvollen Irrtums. Nicht der Umstand, daß er sie nicht liebte, sondern der, daß keines von den beiden auf den Gedanken verfallen war, sie könne seine Annäherung zu ihren Gunsten deuten, sprach ihr das Urteil. Wie nahe war sie der Lächerlichkeit gewesen! —

Das laute Schluchzen, das durch die angelehnte Türe drang, rüttelte sie endlich aus ihrer Erstarrung empor. Langsam stand sie auf und ging ins Nebenzimmer zu Doras Bett.

„Wenn du jetzt beichten willst — ich bin bereit.“ Es klang ruhig und gefaßt.

Dora ergriff unter heißen Tränen ihre Hand. „Eigentlich weißt du ja schon die Hauptsache, Tante. Erhart und ich haben uns auf der Stadtbahn kennen gelernt, getrauten uns aber nicht, den Eltern unsere Liebe zu gestehen, da Papa sich darauf steift, daß ich

mein Examen mache, und es sicher recht böse Szenen gäbe, wenn er wüßte, daß ich außer an mein Studium auch noch an andere Dinge denke. Da beschlossen wir, dich als unsere Schutzpatronin anzurufen. Du solltest Erhart unauffällig hier kennen lernen, um dir über ihn ein Urteil zu bilden, und wenn du ihn liebgewannst — — Aber ich sehe ja nun ein, daß unser Gedanke kein glücklicher gewesen ist."

Ella neigte sich über sie. „Doch, es war ein glücklicher Gedanke, und du brauchst auch nicht länger zu weinen, Dora. Ich habe Herrn Erhart liebgewonnen — liebgewonnen für dich!"

„Tantchen!" In plötzlich überströmender Zärtlichkeit schlangen sich die weichen Mädchenarme um ihren Nacken. „Du willst uns also wirklich zu unserem Glück verhelfen?"

„Ja, das will ich. Und ich will auch noch etwas anderes: die Ausstattung eures Nestchens müßt ihr mir überlassen."

„Du gutes, einziges Tantchen! Am liebsten wäre es mir, du kämest ganz zu uns, damit wir dir deine Güte entsprechend lohnen können."

„Nein, Kind. Alternde Leute werden rasch wunderlich und passen dann nicht mehr zur Jugend. Es gibt aber auch ein Glück aus der Ferne — das ist das meinige. — Und nun schlafe! Möge dein Traum dir das Glück widerspiegeln, dem du entgegengehst."

Ganz fest zog sie die Türe hinter sich zu und blieb dann mit einem sinnenden Lächeln in der Mitte des Zimmers stehen. Nun hatte sie den rechten Weg gefunden. Es gab doch noch ein Glück für sie, das Glück der anderen. Das sollte fortan ihr eigenes sein.

Sie zündete die Kerze an und trat vor den Spiegel. Lange blickte sie hinein. Dann fuhr sie mit dem feuchten

Tuch über ihre Wangen, das täuschende Rot wegzuwischen, und löste ihr Haar. Ganz glatt an die Schläfen strich sie es zurück. Das Gesicht dort im Spiegel war ihr eigenes. Und sie liebte es nun — dieses Gesicht. Es war das Gesicht ihrer Seele, ein müdes, von den Sorgen und Mühen des Lebens unbarmherzig gezeichnetes Gesicht. Aber es lag Frieden darüber. Das unruhige Drängen in ihrer Brust war nun für immer zur Ruhe gegangen.

Und darum würde sie fortan zufrieden und glücklich sein. Sie hatte die schwerste Krankheit des Lebens überstanden.

Der selige Major.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau v. Kalau hielt ihr Befremden gut im Zaum. Schließlich war's doch wieder ein reizendes Bild, das sich ihren Mutteraugen bot. Sie schlürfte förmlich Glück und Bewunderung daraus. Und großherzig vergessend, daß sie bis dahin mit sehr scharfer Zunge über das freie Gebaren der modernen Jugend zu Gericht gesessen, fühlte sie sich jetzt ganz damit versöhnt.

Inzwischen, während die Majorin das Kaffeegeschirr hinaustrug und sich dann mit einem Strickstrumpf bewaffnet an ihr Nähtischchen setzte, hatte Bärbel mit großer Virtuosität Ringe und Kringel in die Luft geblasen, als sie plötzlich diese Arbeit unterbrach und ihrem Haupt eine Schwenkung nach der Majorin hin gab.

„Nun sage mal, Muttchen, weshalb hast du mich eigentlich so Hals über Kopf zurückbeordert? Was soll ich hier in diesem Guckkastennest?"

Frau v. Kalau hüstelte. „Meine einzige Freude —"

„Na ja, Muttchen, das rührt mich auch sehr, aber — ich weiß bloß nicht, was ich hier machen soll. Der Tag hat nämlich vierundzwanzig Stunden. Und wenn ich zehn davon verschlafe, bleiben immer noch vierzehn

übrig. Was ſoll ich damit anfangen, mein liebes Muttchen? Stricken kann ich nicht. Heutzutage ſtrickt und ſtopft kein Menſch mehr. Kochen iſt auch ein überwundener Standpunkt. Hat man kein Mädchen, geht man ins Speiſehaus. Sticken verdirbt die Augen. Staubwiſchen iſt geiſttötend. Ich will aber nicht zur lebendigen Mumie werden.“

„Was habt ihr denn dort gemacht?“ fragte die Majorin bedrückt.

„Viel — und wenig. Wie man's nimmt. Jeder Straßenbummel iſt intereſſant. Und man bummelt viel, allein oder nicht allein — wie's kommt. Erfriſchungsräume ſind auch amüſant. Und die Kino erſt recht. Theater und Konzerte, wenn man Geld hat, ſind gewiß nicht von Pappe. Anziehen muß man ſich auch. Dann ſind da die ſchönen Warenhäuſer. Man braucht ja nicht gleich zu kaufen. Man ſieht — das iſt die Hauptſache. Und wenn's Mitternacht iſt, wundert man ſich, wie früh man ins Bett kommt. Es iſt ein famoſes Leben, Muttchen, dieſes Leben! Ich lebe es ſchrecklich gern.“

Die Majorin nickte einverſtanden, obwohl ſie von dieſem Gleitfluge des Daſeins bisher keine Ahnung gehabt. „Jawohl, mein Kind! Aber darüber kommen auch die Jahre und gehen. Und wenn das zwanzigſte da iſt, geht man aufs dreißigſte los.“

„Heutzutage gibt's gar kein Alter,“ ſagte Bärbel lachend, die Aſche mit dem kleinen Finger abſtreifend und auf den Teppich ſtreuend. „Man iſt nur älter als andere — die anderen ſind nur jünger. Ja, das iſt ein großer Unterſchied, mein liebes Muttchen — durchaus nicht ganz ohne. Das Leben iſt ja viel zu koſtbar, um es an den Jahren abzuwägen. Jeder Tag iſt ein neues Kapitel — Fortſetzung folgt.“

Sie sprang auf und reckte die Arme weit auseinander, als wolle sie ein unsichtbares Etwas an sich ziehen.

„Ich bin ja so lebensdurstig, Muttchen! So freudedurstig! Ich möchte alles Schöne und Köstliche zusammen in ein Glas füllen und mit einem Zuge hinuntertrinken. Ich hab' einen wahren Hunger, mich so recht von Herzen am Leben zu sättigen. Nicht an den Philistertischen, wo mit stumpfen Messern kleine Portionen zugeschnitten werden, damit sich um des Himmels willen niemand den Magen verdirbt, und wo die altbackene Weisheit Wasser in den Wein gießt — nein, da, Muttchen, wo man um die volle Tafel herumtanzt und im Tanzen zugreift und —"

Sie brach lachend ab.

„So, das wäre mein Programm. Nun also nochmals: Was soll ich hier machen? In Kaffeeklatsche setze ich keinen Fuß. Ja, zum Tee in den Kaiserhof oder ins Boardinghouse — himmlisch, wenn man einen stolzen Hut hat. Hut ist die Hauptsache, Muttchen! — Tanzende Jünglinge werden hier wohl auch dünn gesät sein. Ich hätte ein feines Ballkleid, vom letzten Pressеball her — aber fein, Muttchen! — Na also — was willst du hier mit mir anfangen?"

Frau v. Kalau, niemals rasch aufnahmefähig und von dem Wirbel dieser Betrachtungen aus ihrem Geleise gedrängt, atmete tiefer auf.

Wieder, welch entzückendes Bild bei so viel lebensprühender Schönheit — wie sie dastand mit den leuchtenden dunklen Augen! Wenn der „Flaps", wie ihn Bärbel nannte, doch jetzt zur Stelle gewesen wäre!

„Mein liebes Bärbel," sagte die Majorin aufs äußerste bewegt, und über ihr Gesicht breitete sich ein etwas kümmerliches Lächeln, „zu dem Leben, wie du

es dir wünschest, gehört vor allen Dingen Geld, Geld und nochmals Geld. Das war zu allen Zeiten so. Schönheit ist" — hier nahm Frau v. Kalaus Stimme eine mystische Klangfarbe an — „von jeher ein Bild gewesen, das in einen goldenen Rahmen hineingestellt werden mußte, um zu wirken. Und Schönheit ist ein Schatz, dem jedes Jahr etwas von seinem Werte abwäscht. Mit jedem Tage wird auch von der Jugend etwas abgestrichen. Es tanzt sich besser in leichten Ballschuhen als in drückenden Alltagsstiefeln. Also höre auf meine Erfahrung."

Selbst gerührt von dieser Lebensweisheit und in der Erinnerung an den verstorbenen Major, der von einer Erhöhung des Monatsgeldes nie etwas hören wollte, flossen Tränen über Frau v. Kalaus Wangen.

„Ich habe mich mit dem Wirtschaftsgelde immer so knapp behelfen müssen. Sei nicht töricht, Kind — sieh zu, daß du einen reichen Mann heiratest."

Hier vergaß die gute Majorin gänzlich, daß sie erst vor kurzem eine Lanze eingelegt hatte für ein unvermindertes Glück in beschränkten Verhältnissen nach siebenjährigem bräutlichen Harren.

„Jeden Groschen habe ich dreimal umdrehen müssen," seufzte sie, die Tränen mit dem Strickstrumpf trocknend. „Wenn dein lieber Vater am Ersten gesagt hatte: ‚Jetzt hat niemand mehr Ansprüche an mich' — dann war's aus. Den Rest verbrauchte er selbst."

„Ja, Muttchen," sagte Bärbel, ihr üppiges Haar vor dem Spiegel ordnend, „das würde mir auch im Traum nicht einfallen, sieben Jahre wie ein umgekehrter Jakob auf den Bräutigam zu warten, um schließlich einen kränklichen Mann und eine kärgliche Pension zu bekommen. So blau! Muß denn überhaupt gleich geheiratet sein? Das ist das Ende, nicht

der Anfang. Man läßt sich doch nicht gleich, wenn man eben in die Welt geguckt hat, die Flügel beschneiden! Hab' ich denn eine Ahnung, was noch mal in mir losgehen wird? Wie kann man einem jungen Ding eidesstattlich das Wort abnehmen, sich auf Lebenszeit zu binden, in sein Versprechen gewissermaßen einzukapseln?"

„Arme Mädchen," seufzte Frau v. Kalau abermals, „müssen froh sein, wenn sie einen Mann bekommen. Glaube mir."

„Arme Mädchen!" rief Barbara, sich auf den Fußspitzen wiegend. „Bin ich arm? Sehe ich arm aus? Reich bin ich. Mein Fuß allein ist ein Schatz. Da sieh her! Ich habe ihn — aber falle nicht auf den Rücken — ich habe ihn modellieren lassen."

„Du hast —"

„Jawohl!" sagte Bärbel lachend. „Von einem jungen Bildhauer. Ganz kampfer kleiner Kerl! Er bettelte auf dem letzten Balle, bis ich ihm den Gefallen tat. Und nun, Muttchen, höre auf zu unken."

„Richtig modelliert — dein Fuß?" fragte Frau v. Kalau mit herausbrechendem Stolz, bloß noch schwankend, ob und wann dieses Ereignis der Öffentlichkeit preiszugeben sei.

„Und wer einen schönen Fuß hat," sagte Bärbel, ihren Ärmel aufstreifend, „der hat auch einen schönen Arm. Da sieh her! — Nee, mein liebes Muttchen, ich fühle mich gar nicht arm. Gelernt habe ich nicht viel — das ist wahr. Aber wer schön ist, braucht auch nicht viel zu wissen. Wenn man nur weiß, was man will — das genügt. Und ich will viel, unendlich viel vom Leben haben."

„Heirate reich!" sagte die Majorin beschwörend.

„Dann kannst du alles haben — sonst nichts. Was willst du denn anfangen, wenn ich die Augen schließe? Das Ende vom Liede ist immer ein hungriges Alter. Auch der schönste Arm wird welk.“

Bärbel stieß einen leisen Pfiff aus. „Ach so! Deswegen hast du mich herbeschieden? Willst mich an den Mann bringen? Ich Schaf, das nicht gleich zu merken! Muttchen, du hast schon irgend jemand auf dem Kieker. Heraus damit! Wer ist der Glückliche, an den du mich verhandeln willst?“

Frau v. Kalau versuchte, Würde in ihre Haltung zu legen. „Sprich nicht so frivol vom heiligen Ehestand, Bärbel!“

„Weißt du auch,“ sagte Barbara, ihre Fingernägel polierend, „daß das ein ganz gefährliches Geschäft ist? Ich meine, was du da vorhast mit der unbekannten Größe? Hast du schon was gehört von der großen Leidenschaft?“

„Ach, Kindchen, das ist ja bloß Rederei!“ sagte die Majorin verdrießlich, trotz ihrer Schwärmerei für Ideale. „Davon machen nur die Dichter und Schriftsteller solch Geschrei, weil sie sonst nichts zu schreiben wissen. Wenn sie um Konflikte verlegen sind, dann muß dieses abgedroschene Thema heran. Eine Frau, die Verstand hat und nebenbei einen Mann, der ihr alle Wünsche erfüllt und sie mit Überfluß umgibt, die lacht über solche Abgeschmacktheiten.“

„Na, na —“ sagte Bärbel zweifelnd. „Wenn das man richtig ist!“

„Todrichtig!“ rief Frau v. Kalau eifrig, dem Strickstrumpf einen Schlag versetzend. „Nie in meiner ganzen Ehe habe ich etwas derart verspürt.“

„Vielleicht ist dir keine Versuchung über den Weg gelaufen,“ sagte Barbara lächelnd. — „Na, also —

du willst mich an den Mann bringen! Wer ist also der Glückliche oder Unglückliche?"

„Ich dachte," flüsterte die Majorin, ihre Tochter zu sich heranwinkend, „Arnolf Mertens wäre der Richtige für dich."

Barbara sah sie eine Weile erstaunt und schweigend an, dann lachte sie laut auf. „Muttchen — der Dammel!"

„Sprich anständig, Bärbel," ermahnte Frau v. Kalau strafend. „Ihr seid keine Kinder mehr."

„Das weiß ich. Und die ollen Mertens nebenan?"

„Das ist der kitzlige Punkt," sagte Frau v. Kalau geheimnisvoll. „Die beiden Geizkragen sitzen natürlich auf dem Geldsack. Aber der Sohn ist mündig. Wenn ihr einig seid, können sie euch höchstens leid tun, sonst nichts. Der Eltern Segen," fuhr sie mit bewegter Stimme fort, „ist ja etwas sehr, sehr Köstliches, und niemand wird leugnen, daß er den Kindern Häuser baut —"

„Die sind in diesem Falle ja schon da," warf Bärbel trocken ein.

„Gewiß," bekräftigte die Majorin, „die sind reichlich da. Wenn Eltern aber bockbeinigerweise mit ihrem Segen zurückhalten, dann —"

„Geht es auch ohne," fiel Bärbel lachend ein.

„Auch ohne — bis die Sinneserweichung eintritt. Was man aus Herzensgrund und um ihrer selbst willen wünschen und ersehnen muß," fügte Frau v. Kalau mit sanfter Innigkeit hinzu.

„Na ja!" sagte Bärbel, ihren modellierten Fuß betrachtend. „Ich will die Sache mal erst beschlafen."

— — — — — — — — — — — — —

Nach einem gesunden, zehnstündigen Beschlafen dieser Angelegenheit gelang es der Majorin nach Ver-

lauf von etlichen Tagen, Barbara zu jenem Besuch zu bestimmen, den sie der Kommerzienrätin als Belohnung für den angerempelten Hut verheißen hatte.

Der Himmel hatte sich völlig aufgehellt und erinnerte mit seinem sonnigen Blau in nichts mehr an das griesgrämige Nebelgesicht der letzten Tage. In dieser sonnigen Bläue schwirrten die letzten Blätter wie goldene Vögel von den Zweigen herab, ließen sich vom Winde noch einmal durch die Lüfte tragen und sanken zur Ruhestätte auf das Pflaster der Straße.

Derselbe flatternde Wind umspielte auch die rote, breit und lang nach hinten schwankende Feder auf dem schräg in die Stirn gedrückten Filzhut auf Bärbels Haupt.

Reizend sah ihr junges Gesicht unter diesem umfangreichen Gebäude hervor, und reizend zeichnete sich ihr ebenmäßiger Gliederbau in dem enganliegenden, silbergrauen Straßenkleid ab, dem ein Veilchenstrauß vor der Brust etwas Frühlingsfrisches und Anmutiges verlieh.

Frau v. Kalau hatte den grellen Federschmuck, den jeder Schritt in schwankendes Wogen versetzte, mit stillem Schreck betrachtet. Aber wenn etwas Mode ist, dann ist es eben Mode, und die Majorin legte einen Eid darauf ab, daß es keine berufenere Trägerin dieser Geschmacksausgeburt gab und geben könnte als ihre Barbara.

Mit diesem glücklichen Bewußtsein legte sie neben ihrer Tochter die kurze Strecke zum Nachbarhause zurück, durchaus gleichgültig gegen ihre eigene, sehr schlicht gekleidete Erscheinung, und zog die Glocke.

Der Kommerzienrat war es selbst, der, zum Spaziergang gerüstet, in demselben Augenblick die Haustür öffnete, als der Glockenton erschallte, und da im näm-

lichen Augenblick die Stimme seiner Gattin ihm über das Treppengeländer hinweg nachrief: „Laß dir auch die Haare schneiden, David, du hast noch eine Marke beim Friseur gut —“ so war keine Möglichkeit vorhanden, ihre beiderseitige Anwesenheit zu verleugnen.

Herrn Mertens' Augen überflogen die schöne Erscheinung seiner jungen Nachbarin nicht ganz frei von männlichem Wohlgefallen, und er ergriff die ihm entgegengestreckte Hand im weißen Handschuh mit einem Anflug längst verblaßten und verstaubten Jugenderinnerns.

„Da bin ich wieder,“ sagte Bärbel, ihm die zitternden Finger kräftig drückend, „und freue mich, Ihnen guten Tag zu sagen. Hoffentlich ist es Ihnen auch angenehm, mich wiederzusehen!“

Es hätte des Dazwischenrufes seiner Gattin: „Laß dir aber nicht wieder vom Friseur irgend etwas anschmieren —“ nicht bedurft, um dieses reglementswidrige Erinnern zu verlöschen. Höchst unangenehm war ihm Barbaras Rückkehr.

„Wenn Sie zu meiner Frau hinaufgehen wollen, bitte!“ sagte er, sein Halstuch zurechtrückend, als trage dieses die Schuld an solcher Gefühlsverirrung. — „Susanne, Frau v. Kalau und Fräulein Tochter sind hier!“ Mit kurzem Gruß schob er sich zur Tür hinaus.

Über Barbaras Antlitz war eine merkliche Zornesröte geflossen, und sie rümpfte spöttisch die Oberlippe, als die scharfe Stimme von oben herabrief: „Na, dann müssen Sie sich also heraufbemühen!“

„Bärbel,“ sagte Frau v. Kalau, während sie die Treppe hinaufstiegen, „sei lieb. Ich habe es ja recht gut gesehen, wie Mertens dich bewundert hat.“

„Der alte Kater!“ sagte Barbara mißächtlich lächelnd.

„Er steht stramm unterm Pantoffel, Bärbel, wenn

sie auch immer so tut, als kommandiere er das Ganze," flüsterte die Majorin hinter dem Taschentuch. „Wenn du die Alte für dich hast, dann hast du gewonnenes Spiel. Sei gescheit, Bärbel!"

„Was meinst du, wenn ich ihr die Pfote küßte?" fragte Bärbel spöttisch.

Da standen sie im Salon, und aus dem Nebenzimmer trat die hagere Gestalt der Kommerzienrätin in sehr häuslicher Gewandung, mit der Schürze angetan und ein großes Schlüsselbund am Gürtel.

„Sie müssen mich nun schon nehmen, wie ich bin," sagte Frau Mertens. „Auf so frühen Besuch war ich nicht gefaßt."

„So können wir Sie gleich in Ihrer Hausfrauentätigkeit bewundern," sagte die Majorin mit sanftester Milde. „Meine Tochter Barbara! — Sie ist so glücklich, Sie wiederzusehen."

„Aha — die Tochter! Na ja! Also nun sind Sie wieder da! Für die Mutter sehr erfreulich!" sagte die Kommerzienrätin mit flüchtigem Händedruck. „Setzen Sie sich doch! Oder haben Sie es sehr eilig?"

„O nein!" sagte die Majorin lieblich und nahm auf dem Sofa Platz. „Ein so frohes Wiedersehen! — Finden Sie meine Barbara nicht auch sehr verändert?"

Die Kommerzienrätin ließ ihre scharfen Augen über Bärbels Hut schweifen. „Mächtig — prächtig! Das ist wohl eine Nachahmung der Landsknechtmoden von dazumalen?" fragte sie, auf die rote Feder deutend. „Wer damit eins ins Gesicht kriegt —"

„Dem schadet es auch nicht sehr," versicherte Frau v. Kalau angelegentlich. „Die Feder ist so weich —"

„Das ist ja eben das Hübsche an den Hüten, daß die Leute vor den Nadeln und Federn Respekt haben," sagte Bärbel, ihrem Spott die Zügel schießen lassend.

„So leicht tritt uns keiner auf die Hacken. Die Kompotthüte, wie unſere Purzel die Kapotthüte zu nennen beliebt, die alte Damen ſich als Reliquien vorbehalten haben, beſitzen dieſe imponierende Eigenſchaft nicht.“

Die Kommerzienrätin nickte ſteif. „Wird Ihre Tochter denn hier im ſtillen Winkel ihre Rechnung finden, Frau v. Kalau?“

„Oh, Bärbel iſt die Beſcheidenheit ſelbſt!“ beeiferte ſich die Majorin, zu verſichern. „Die Wirtſchaftlichkeit in Perſon. Über dem erweiterten geiſtigen Horizont iſt der Blick für die notwendigen Kleinigkeiten und Bedürfniſſe des Lebens nicht verloren gegangen. Gerade wie ihr verſtorbener Vater, der im Dienſt ſtramm und in der Häuslichkeit ſchöngeiſtig war. Ich kann wohl ſagen, daß ich oft im Zweifel blieb, welche von beiden Eigenſchaften die hervorragendſte in ihm war. Noch in ſeinen letzten Fieberphantaſien gingen meinem Seligen Reime durch den Sinn wie — Es hat mich bis zu Tränen erſchüttert.“

„So!“ erwiderte die Kommerzienrätin trocken, denn die Erinnerung an die gereimten Feſtreden des ſtrammen Schöngeiſts lebte noch friſch in ihrem Gedächtnis. „Da hätte ja Ihr Herr Schwager recht, und Fräulein Barbara wäre eine Art Phönix geworden.“

„Bloß, daß ich mir mein Neſt nicht aus Gewürz, ſondern aus gediegeneren Stoffen zu bauen gedenke,“ ſagte Bärbel, und zwiſchen ihren roten Lippen ſchimmerten die Prachtzähne hindurch, deren Nüſſeknacken Arnolf Mertens' Bewunderung einſt ſo glühend erregt.

„Barbara hat ganz den ſchelmiſchen Zug, wie ihn ihr ſeliger Vater hatte,“ fiel die Majorin haſtig ein. „Immer ein bißchen Teckeln! Immer ein bißchen Schnickeln! Oft war ich deshalb in Sorge. ‚Kalau,‘ ſagte ich dann, ‚die Schecke geht wieder mit dir durch.‘

Ja, das Schäkern hat sie von ihm geerbt. Sie ist Vaters Tochter ganz und gar."

„So, so," sagte die Kommerzienrätin mit einem rasselnden Griff an ihr Schlüsselbund. „Na, dann wünsche ich nur, daß sich dem gediegenen Nestbau keine Schwierigkeiten in den Weg stellen. Das soll nicht selten vorkommen."

„Leider," sagte die Majorin, mit sanfter Beflissenheit einer Antwort ihrer Tochter vorbeugend, „gerät in unserer Zeit die mädchenhafte Schwärmerei für Verwirklichung der Ideale so oft auf steinigen Boden. Und dadurch wird der Jugend das schöne Vorrecht, sich ein Glück im Winkel zu erträumen, arg verkümmert. Auch darin ist Bärbel meines Seligen Ebenbild. Sie sorgt nicht um ihre Zukunft. Sie schwebt an allen praktischen Fragen traumselig vorüber. Was jeder Tag bringt, das nimmt sie dankbar hin. Sie pflückt die kleinen Freuden wie Blumen ab, gerade wie ich es einst tat. Und darum ist ihre Nähe erheiternd für das Alter und ermunternd für die Jugend von heute."

„Na, da gratuliere ich doppelt und dreifach zu solcher Tochter," sagte die Kommerzienrätin, und in ihren scharfen Augen blitzte ein nur schwach verhüllter Spott auf, als sie die hochmoderne Erscheinung dieses entsagungsvollen jungen Mädchens überflogen. „Herzlich wünsche ich, daß sie Ihnen so bald nicht entrissen werde durch Verlobung und Ehe."

„Wenn ich zehn Töchter hätte," sagte Frau v. Kalau mit feierlichem Ernst, „und alle dächten ans Heiraten, Barbara wäre diejenige, die mich eines fremden Mannes halber nicht verlassen würde. Da kenne ich meine Tochter."

„Also eheſcheu? Bei so viel Vorzügen!" spöttelte die Kommerzienrätin mit verkniffenen Lippen. „Das

wäre ja für die Ehekandidaten höchst bedauerlich. Aber diese sind selbst etwas schwierig geworden in ihrer Wahl. Sie wissen, daß bei dem Rosenweben der Frauen die Rosen im Eheleben zuweilen wegfallen und bloß die Dornen in Erscheinung treten."

„Jeder, wie er es verdient," sagte Bärbel kühl. „Sich fürchten, ist immer feige. Für solche Hasenfüße sind die heutigen Mädel viel zu schade."

„Wie mein Seliger!" rief die Majorin begeistert, sich vom Sofa erhebend. „Ganz und gar mein Seliger! Immer drauf und dran! Es war meine schwierigste Aufgabe, dieses Draufgängertum zu zügeln. So oder so — ein drittes gab's nicht für ihn. Seine Soldaten zitterten und bebten vor ihm, aber zugleich beteten sie ihn an. Ich glaube, er würde eine Schlacht allein gewonnen haben, wenn es auf Courage ankam. Aber das war nur die rauhe Schale, inwendig war er butterweich. Alles in ihm war Liebe, ganz wie bei meiner Tochter. Ich kann wohl sagen, daß sein Herz eine stumme Perle war, und daß die sieben Jahre, die ich auf ihn gewartet habe, mir nicht einen Augenblick zu lang geworden sind in der wachsenden Erkenntnis seines Wertes."

„Freut mich — freut mich sehr!" sagte die Kommerzienrätin nach etlichem Räuspern, denn in der Kneipe war der verstorbene Major weit mehr als trinkfester Stammtischbruder, denn als männliche Perle und tapferer Haudegen bekannt gewesen. „Na, dann danke ich Ihnen für Ihren Besuch."

„Hoffentlich haben wir recht, recht bald das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen," sagte die Majorin mit herzlichem Händedruck. „Es ist so schön, gute Nachbarschaft zu halten." —

Wie sie auf der Straße waren, brach Bärbel in

lautes Lachen aus, obwohl ſie ſich das Taſchentuch feſt in den Mund hineinſtopfte. „Muttchen, euch beide zu ſehen, war geradezu ein Hochgenuß. Ich mußte immer daran denken, daß ein Krokodil, wenn man es ſtreichelt, das Zuſchnappen vergißt. Muttchen, du biſt ein Genie im Reklamemachen, alle anderen können ſich ihr Lehrgeld wiedergeben laſſen.“

Und ſie lachte, daß ihr die Tränen in den dunklen Augen glitzerten.

Frau v. Kalau erwiderte nichts. Sie war hochbefriedigt von ihrem diplomatiſchen Verhalten und hatte jetzt genug zu tun, die ſtaunenden Blicke der Vorübergehenden aufzufangen, die ſich die plötzliche Erſcheinung einer ſo auffallenden Schönheit nicht ſo ſchnell zu erklären vermochten.

In der Klüverſchen Villa wurden ſie gleichfalls angenommen.

Beim Eintritt in dieſes vornehm ausgeſtattete Haus, deſſen tiefe Stille kein Schritt zu ſtören vermochte, angeſichts der hochgewölbten Diele, durch deren farbige Scheiben ein abgetöntes ruhiges Licht ſich ergoß, erwachte in Barbaras Bruſt ein bis dahin unbekanntes Gefühl. Reich ſein war doch ſchön. Muttchen hatte nicht unrecht. Es ging ſich beſſer die ſchwerbelegten Stufen hinan als über die knarrenden Holztreppen daheim. Und es roch nicht nach Zwiebeln und Kohl aus den verſchiedenen Küchen über den ganzen Flur hinweg. Hier verſchwebte ein unbeſchreiblich feiner Duft, der von den prachtvollen Blattgewächſen in den Marmorkäſten nicht herrühren konnte, an nichts erinnernd und doch ſo angenehm einzuatmen.

Frau v. Klüvers Erſcheinung in ihrem mit erleſenem Geſchmack ausgeſtatteten lichtblauen Salon, deſſen Spitzenvorhänge das Sonnenlicht ſanftgebrochen

den ganzen Raum durchleuchten ließen, erregte Barbaras Intereſſe in hohem Grade.

Dieſe ſchlanke, junge Frau mit dem goldblonden Haar, deſſen Fülle der ſchwere Knoten im Nacken verriet, mit dem bleichen, durchgeiſtigten Geſicht, darin die tiefblauen Augen ſich unter dunklen Wimpern halb verbargen, feſſelte ihre Blicke unwiderſtehlich.

Aber indem ſie ſich dieſem bewundernden Intereſſe hingab, ging ein anderes, ein Nebenempfinden in ihr auf, ein Unterbewußtſein, dunkel und rechenſchaftslos wie ein feiner Schatten neben dem Licht.

Die Baronin, gleichfalls überraſcht von Barbaras Perſönlichkeit, drückte beiden Damen herzlich die Hand.

Niemand ahnte, welche qualvollen Vergleiche dabei ihr Herz durchſchnitten, und mit welcher Gewalt ſie alle Bitterkeit ihres Herzens in ſich hineinpreßte angeſichts dieſer in Stolz und Freude ſtrahlenden Mutter.

„Wenn es uns nur gelingen wird, Fräulein v. Kalau, Sie für Berlin anderweit zu entſchädigen," ſagte ſie, dem jungen Mädchen zunickend. „Man lebt im ganzen recht ſtill hier. Etwas kann ich aber ſchon verſprechen. Man iſt mit der Bitte an mich herangetreten, zum Beſten eines Kinderhortes das Patronat über einen Baſar übernehmen zu wollen. Da wird die Jugend ſelbſtverſtändlich mit Vorliebe herangezogen. Alſo rechnen wir auch auf Ihre Mitwirkung."

Die Majorin, entzückt von dieſer Ausſicht, bekundete ihre Einwilligung durch lauten Beifall. „Ganz meine Meinung. Man tut in dieſer Beziehung noch lange nicht genug. Die Mildtätigkeit wird immer noch zu ſehr ins Dunkel gedrängt. Man gibt ja ſehr gern bei häuslichen Sammlungen und zeichnet ſeinen Beitrag in geſtempelte Liſten ein, aber die rechte Freudigkeit am Geben will ſich auch in Gemeinſchaft mit anderen

Helfern ſehen, und deshalb halte ich Veranſtaltungen wie Baſare, Tees und Liebhaberaufführungen für höchſt dankenswerte Einrichtungen. — Wenn dann ſchließlich," fuhr ſie mit forſchender Lieblichkeit fort, „zum Lohn für alle Mühen ein kleines Tänzchen das Ganze beſchließt, ſo geſchieht damit den Mitwirkenden nur ihr Recht — nicht wahr, meine liebſte Frau Baronin?"

„Gewiß wird etwas derart angeſchloſſen werden," ſagte Frau v. Klüver, ihr blondes Haupt neigend.

„Das iſt fein!" rief Barbara vergnügt und mit ſtrahlenden Augen. „Die armen Tanzfüße würden ja auch ſonſt einroſten."

Hier hielt Frau v. Kalau es für pflicht- und zeitgemäß, mit leiſer und kümmernisvoller Stimme ſich zu Frau v. Klüvers Ohr hinzuneigen. „Was macht denn Ihr liebes Töchterchen?"

Im allgemeinen galt es als Übereinkommen, niemals eine Frage nach dem Befinden des noch von keinem fremden Auge geſehenen kranken Kindes zu tun — Dankbarkeit und Freude, Bärbel im Preſſeballkleid tanzen zu ſehen, waren es, welche die Majorin dieſes ſchweigende Übereinkommen durchbrechen ließen.

„Herr Profeſſor Stettenborn!" meldete der eintretende Diener, die Karte auf dem Silberteller überreichend.

„Ah, ſieh da!" rief die Majorin, ihre Kümmernis gänzlich vergeſſend.

„Kennen Sie ihn ſchon?" fragte Frau v. Klüver, froh, einer Antwort enthoben zu ſein.

„Er ſah mich neulich einen kleinen Luftſprung machen," rief Bärbel. „Weiter nichts."

„Bitten Sie den Herrn Profeſſor einzutreten — und benachrichtigen Sie den Herrn Baron."

Nun also kam der Mann, dem ihr Verlangen so dringend entgegengeeilt war, an dessen Gutachten sich der winzige Strahl ihrer Hoffnung klammerte.

Wunderbar, wie in ihrem Gehirn jeder Schritt im Nebenzimmer widerhallte, obwohl über dessen dickem Teppich gar kein Tritt laut ward. Eine Spannung, wie sie nie zuvor ihre Nerven erregt, beschleunigte ihren Pulsschlag, nicht anders, als sei der Helfer im Anzuge, der Tröster ihres Leides.

Stettenborn trat ein.

Das gebrochene Sonnenlicht legte auch um seine Erscheinung den matten Glanz, der alles im Raum umrahmte. Hochgewachsen und in der Vollkraft seiner Jahre stehend, zeigte sein Körper die ebenmäßige Fülle der Gesundheit. Der Kopf mit dem starken, dunklen Haar, das sich in welligen Linien um die Stirn legte, saß auf festgeformtem Halse und zeigte scharfgeschnittene Gesichtszüge, die sonderlich um den Mund herum Entschlossenheit und Willenskraft bekundeten. Dunkle Augen, von dichten Brauen überschattet, verrieten den Forscher und Denker ebenso, wie jede seiner Bewegungen die ruhige Gelassenheit des vielbeschäftigten, gesuchten Arztes zeigte.

Frau v. Klüver hatte sich erhoben. Sie versuchte in Stettenborns Antlitz die Züge des einstigen lustigen Studenten wiederzufinden, dem sie das Kornblumensträußchen geschenkt. In diesem Augenblick gelang es ihr nicht. Und so kam es, daß der Irrtum ihr eine feine, scheue Röte über die Wangen legte.

„Ich wollte mir die Ehre geben —“ begann Stettenborn, die anmutvolle Schönheit der jungen Frau als solche anerkennend, indem er sich über ihre Hand neigte.

„Wir drei kennen uns schon!“ rief die Majorin mit

winkender Bewegung der Rechten. „Wir haben Sie in bester Erinnerung behalten, Herr Professor. Ich kann wohl sagen, daß seit dem Tode meines seligen Mannes ich nicht mehr so erschrocken war als in jenem Augenblick, wo Sie die Güte hatten, mir Ihren Beistand leihen zu wollen.“

„Eine sehr einfache Pflichtsache,“ sagte Stettenborn, „und nicht der Rede wert.“

„Das finde ich auch,“ meinte Bärbel. „Das bißchen Hopsen ist nicht der Rede wert.“

Herr v. Klüver trat ein.

Im Gegensatz zu der kraftvollen Gesundheit des Professors fiel die hagere, durch Nervosität und Unzufriedenheit vorzeitig gealterte Erscheinung des Freiherrn doppelt in die Augen. Er war aber Weltmann genug, die Schäden seiner Seele durch glatte Umgangsformen zu verdecken, und die Majorin war entzückt von dem Handkuß, den er mit einigen höflichen Worten auf ihren Handschuh drückte.

Seine Augen glitten sekundenlang über das frische Antlitz des jungen Mädchens. „Wie kommt dieser Frühling in unser herbstliches Mißvergnügen? Wir müssen uns Mühe geben, ihn zu fesseln, denn wir können ihn gebrauchen in diesen anmutlosen, nebligen Tagen.“

„Ich bin und bleibe sehr gern hier,“ sagte Bärbel schnell und geschmeichelt. „Werde alles tun, was man von mir verlangt, und mich dabei nach Kräften amüsieren.“

„Dieses Kind!“ sagte Frau v. Kalau gerührt lächelnd. „Meines seligen Mannes Erziehung wirkte immer auf Bescheidenheit und Zufriedenheit hin.“

„Man sieht die Resultate,“ sagte Stettenborn höflich.

Klüver wandte sich dem Professor zu. „Nachdem zu unserem Bedauern Ihr Herr Vorgänger im Amt uns verlassen hat, freuen wir uns, in Ihnen einen so hervorragenden Ersatz gefunden zu haben. Die Verhältnisse, in die Sie hier eingetreten sind, werden hoffentlich dazu dienen, Sie uns für längere Zeit zu erhalten."

Stettenborn verneigte sich. „Ich hoffe es nicht allein, ich glaube es sicher."

„Ihre Familie —"

„Ich habe keine," fiel der Professor lächelnd ein. „So weit ist mir das Glück noch nicht entgegengekommen."

Die Majorin spitzte die Ohren. „Keine Familie? Wirklich nicht? Noch Junggeselle?"

„Ich sehe meine Unterlassungssünde ein," scherzte Stettenborn, „aber wegleugnen läßt sie sich nicht. Ich bin in der Tat gänzlich unbeweibt."

„Sie finden," fiel die Baronin mit ihrer weichen Stimme ein, „in Ihrem schönen und schweren Beruf Ersatz für häusliche Freuden und Leiden. Ich kann es mir denken."

„Nein, ich nicht," sagte Frau v. Kalau mit großer Energie. „Nach meinen Erfahrungen ist die Ehe für den Mann ein Jungbrunnen. Ich kann wohl sagen, daß dies auch die Ansicht meines verstorbenen Gatten war. Er pflegte zu sagen: ‚Der Eintritt in die Familie wäscht allen Außenärger ab.' Es wäre unrecht, wollte man nicht jedem Mann ein Gleiches gönnen und wünschen."

„Eine große Güte Ihrerseits, gnädige Frau," sagte Stettenborn verbindlich.

„Wenn ich ein Mann wäre," sagte Barbara lachend, „würde ich gar nicht so versessen darauf sein, unter den Pantoffel zu kommen. Der Herr Professor sieht auch

gar nicht danach aus, als ob die Sache bei ihm solche Eile hätte."

Selbst über Klüvers Züge flog ein flüchtiges Lächeln. „Ich glaube auch, Ermahnungen kommen da zu spät — und Fräulein v. Kalau hat recht."

Sein Lächeln schwand unter dem alten, finsteren Druck. War denn ihm die Ehe ein Jungbrunnen gewesen oder geworden? Nicht vielmehr eine dauernde Qual und Enttäuschung?

Er sah über den Tisch hinweg in das Antlitz derer, die sein heißes Hoffen so jammervoll enttäuscht — und diesen raschen Blick, der unter den zusammengezogenen Brauen hervorstach, empfand Christa, ohne ihn gesehen zu haben. Sie empfand ihn so peinigend, daß sich ihr Antlitz davon in Glut tauchte und ihre Augen scheu zu Stettenborn hinübereilten, ob er diese auffällige Röte bemerkt hätte.

„Es ist so heiß hier," sagte sie zur Majorin gewandt, die ihr Steckenpferd inzwischen ruhig weiterritt, ohne sich um andere Dinge zu bekümmern.

„Es geht heute ein ganz unnatürlicher Zug durch die Welt," sagte Frau v. Kalau, „der Bedenken erregen muß, Herr Professor — ein Zug der Bequemlichkeit und Selbstsüchtelei. Eine Scheu vor Einschränkung und Kinderstubenlärm. Verehrter Herr Professor, ich bin selbst Mutter und, wie Sie eben bemerkt haben werden, im Kampf mit den Anschauungen meiner Tochter, die darin und nur darin ihrem seligen Vater nicht gleicht. Es ist schließlich doch ein Mangel an natürlichem Empfinden, das so viele standesgemäße Partien hintertreibt — von beiden Seiten. Ich halte das nun einmal für Unrecht und darf wohl sagen, daß ich es für durchaus gerecht halten würde, wenn der Staat den Junggesellen eine recht hohe Steuer auferlegte."

„Den eheſcheuen Damen auch?“ ſcherzte Stettenborn.

„Von mir bekommt der Staat keinen Pfennig,“ rief Bärbel luſtig.

„Davon ſind wir überzeugt,“ ſagte der Profeſſor verbindlich, indem er ſich erhob.

Die jähe Röte, die ihm in Chriſtas Antlitz nicht entgangen war und ſein Intereſſe erregt hatte, war wieder in ihr geängſtigtes Herz zurückgeſunken, als ſie ihm die Hand zum Abſchied entgegenſtreckte.

Wenn es nicht ein Irrtum ſeinerſeits war, ſo ging eine zitternde Bewegung durch dieſe weißen Finger, die ohne Druck einen Augenblick in den ſeinen ruhten. Es wehte ihn bei dieſer Wahrnehmung die Empfindung an, als ſei die Luft in dieſem Raum mit Schwüle überſättigt, als ſei es allen eine Wohltat, wenn er die Fenſter aufriſſe, Friſche und Kühle hereinzuzwingen.

Dieſe Vorſtellung, blitzgleich, wie ſie kam, ließ ihn des Barons Geſtalt überfliegen. Und was er bis dahin nicht beachtet hatte, das ſprang ihm jetzt unabweislich in die Augen: die Ungleichheit dieſes Paares und der Schatten über den ſeelenvollen Zügen der blonden Frau.

„Geſtatten die Damen, daß ich Sie noch ein Stück Weges begleite? Ich bin auch auf der Beſuchstour,“ ſagte Stettenborn drunten, dieſe kurze Gemeinſchaft benützend, etwas Näheres über die Freiherrliche Familie zu erfahren.

Es bedurfte bei Frau v. Kalau keines Anſtoßes. Der liebe Nächſte hatte allezeit Anſpruch auf ihre Mitteilſamkeit.

„Die gute Baronin,“ ſagte ſie bedauernd, „iſt ja eine liebe Frau, aber für ihren Mann paßt ſie leider gar nicht. Sie hat ſo ziemlich nichts mit in die Ehe

gebracht, und man ſieht ihr immer noch an, daß ſie mit ihrem jetzigen Reichtum gar nichts, aber auch gar nichts anzufangen verſteht. Sie hat wirklich manchmal etwas Gänschenhaftes an ſich. Na, und nun das Kind! Oh, du meine Güte — dieſes Kind!“

„Ein Kind?“ fragte der Profeſſor.

„Ja — aber was für eines!“ flüſterte die Majorin, während Bärbel gelangweilt hinterherſchritt. „Geſehen hat's noch niemand. Es wird unter Schloß und Riegel gehalten, denn ſie ſchämen ſich beide — er und ſie. Für ſolchen Mann ſchrecklich — nicht wahr? Ein ganzer oder ein halber Waſſerkopf, denken Sie! Und — die Wärterin hat es erzählt, ſonſt herrſcht Grabesſtille darüber — es ſoll faſt blödſinnig ſein und“ — Frau v. Kalau konnte gar nicht ſo raſch flüſtern, wie ihre Nächſtenliebe überfloß — „verkrüppelt auch noch! Schauderhaft!“

„Welch ein Unglück!“ ſagte Stettenborn tiefernſt, und der Schatten in dem Geſicht der jungen Frau, ihre fliegende Röte und das Erbeben ihrer Hand wurden ihm klar und verſtändlich.

„Was ihn anbetrifft, den Baron,“ fuhr die Majorin mit geſchäftiger Eile fort, da die nächſte Straßenecke Trennung bedeutete und das Intereſſanteſte noch nicht geſagt war, „den Vater alſo — ſagt die Wärterin — ſo hat er einen geheimen Abſcheu vor dem Wurm. Wer kann's ihm verdenken! Ein ſolcher Mann in ſolchen Verhältniſſen! Er ſieht das Kind nie. Wahrſcheinlich ſind in der Familie — ſie iſt eine geborene Freiin v. Wettolsheim — alſo in ihrer Familie ſolche Fälle häufiger. Aber das ſagt man doch, ehe man heiratet. Ich verſtehe die Mutter nicht. Unter uns geſagt, Herr Profeſſor, aber ich bitte Sie, ganz unter uns — die gute Klüver macht manchmal ſelbſt etwas

den Eindruck, als wenn — Sie verstehen mich! Ach Himmel, ja, ja!“

Stettenborn schüttelte das Haupt. Da wurden mit einem Redeerguß die ungeheuerlichsten Dinge zutage gebracht, entsetzliche Verdächtigungen, erschütternde Tatsachen — und das alles gegen eine Frau, die ihm mit der stillen Anmut ihres Wesens schon beim ersten Anblick Sympathie und Interesse abgewonnen. Er empfand etwas wie Abscheu gegen die eifersprühende Rednerin.

„Was auf Wärterinnenklatsch beruht,“ sagte er nachdrücklich, „ist immer mit Vorsicht aufzunehmen. Wo ein solches Familienunglück eintrifft, bilden sich gern übertriebene Gerüchte. Ich nehme an, daß es sich auch in diesem Falle so verhält.“

„Sie können Gift darauf nehmen, daß es so ist, wie ich sagte,“ versetzte Frau v. Kalau, indem sie nach Bärbel Umschau hielt. „Bis vor zwei oder anderthalb Jahren sind alle Autoritäten der Welt zusammengetrommelt worden. Die gute Klüver hat den armen Mann beinahe umgebracht mit allen diesen Berühmtheiten. Und das Ende vom Liede ist, daß der Baron jetzt einen wahren Abscheu vor allen Ärzten haben soll — sagt die Wärterin, eine sehr verständige Person. Es war auch wirklich unbegreiflich von der guten Klüver, ihrem Mann immerfort die Annehmlichkeit zu bereiten, achselzuckende Doktoren und Professoren um sich zu sehen, vom Kostenpunkte ganz zu schweigen. Ich kann wohl sagen, daß ich durch solche Ausdauer selbst die engelhafte Geduld meines seligen Mannes erschöpft haben würde. — Bärbel, wir verabschieden uns hier von dem Herrn Professor.“

Er sah zerstreut in das junge, blühende Antlitz unter dem großen Filzhut, verneigte sich und verschwand um die nächste Ecke.

„Weißt du was?“ sagte Bärbel, ihren Arm unter den Arm der Majorin schiebend. „Stettenborn ist eigentlich ein schöner Mann. Wenn man ihm die Berühmtheit abwaschen könnte, wäre er auch ganz nett zum Umgang. Na, vielleicht wird er mit der Zeit gemütlicher.“

„Das hoffe ich auch,“ sagte Frau v. Kalau warm.

Sie war abermals sehr befriedigt. Nicht nur von sich, sondern auch von der Tatsache, jetzt zwei Eisen im Feuer liegen zu haben.

„Wie gefällt dir denn die Baronin?“ fragte sie, im Weiterschreiten alle Blicke sammelnd, die der auffallenden jungen Schönheit an ihrer Seite zuteil wurden.

„Na ja,“ sagte Bärbel, ziemlich ungeniert gähnend, „soso, lala! Bißchen pomadig, bißchen langstielig, bißchen steifleinen! Der Baron sieht aber neben Stettenborn aus wie eine schlecht konservierte Wasserleiche. — Aber guck! Da ist jemand angekommen!“

Sie waren in die Nähe ihrer Wohnung gelangt und sahen vor dem Mertensschen Hause eine Droschke stehen, aus deren Innerem eben die letzten Gepäckstücke herausbefördert wurden.

„Arnolf!“ rief die Majorin mit froher Hast. „Er ist da!“

„Der Dammel!“ sagte Bärbel achselzuckend. „Meinetwegen könnte er am Monde hängen.“

„Bärbel,“ bat Frau v. Kalau inständig, „stoße dein Glück jetzt nicht von dir! Es ist da!“

„Mein Glück!“ rief Bärbel lachend. „Na, es ist ja recht, Muttchen, du willst mir ein gut gefülltes Portemonnaie in die Hand drücken. Ich will ja auch stillhalten. Aber nachlaufen tu' ich ihm nicht, da kannst du dich heilig drauf verlassen.“

„Laß mich nur machen, Kind," ſagte die Majorin. „Denke doch mal, wenn das ſchöne Haus, der Garten mit den Gewächshäuſern dein wären! Wagen und Pferde! Wie lange kann's denn noch dauern, dann iſt's mit dem alten Mertens Matthäi am letzten. Gerade Schlaganfälle ſind ganz unberechenbare Ereigniſſe. Und dann iſt Arnolf Beſitzer der beiden Fabriken."

„Die eulige Alte iſt auch noch da," murmelte Barbara, allmählich Geſchmack gewinnend.

„Ich bitte dich, Bärbel — das iſt ja die Macht der Schönheit, daß ſie den Mann ſich untertan macht — und nun gar ein ſolches Wachsherz, wie Arnolf hat! So überaus hell iſt der doch nicht — du überſiehſt ihn gut und gern um drei Pferdelängen! Alſo wird er keinen anderen Willen haben als den deinen. Schließlich bin ich ja auch noch da, wenn es drauf und dran geht. Du mußt nur nicht abſtoßend wirken. Das tat ich auch nie, als dein guter Vater um mich warb. Und ich kann wohl ſagen, daß mein Verhalten in jener ſchönen Zeit für ihn eine Quelle unendlicher Beglückung war. Er zehrte daran bis zu ſeinen letzten Tagen."

Viertes Kapitel.

Der Sohn und Erbe des Hauſes Mertens ſchritt nach fünfjähriger Abweſenheit die Stufen zur elterlichen Wohnung wieder empor. Nicht raſch und ungeduldig. Die Umſtände, unter denen er damals als der Unglücklichſten einer die Treppe hinabgeſchlichen war, ſtellten ſich ihm hemmend in den Weg — und es war keine heitere Selbſtironie in ihm, dieſen Jünglingsſchmerz hinwegzulächeln.

Es war überhaupt keine Heiterkeit in ihm — in all der Zeit nie geweſen, trotz äußerem Wohlergehen

und pünktlicher Pflichterfüllung. Das väterliche Verbot und sein ihm abgezwungenes Wort, wodurch er als flatterhafter und unzuverlässiger Mensch erscheinen mußte, hatten ihm zu viel Pein verursacht und sein von Natur schon zurückhaltendes Wesen noch verstärkt.

Dazu kam, daß der ihm von der Wiege an bestimmte Beruf seiner Eigenart im Innersten nicht entsprach, ebensowenig wie der plötzliche Abgang vom Gymnasium, der ihm immer mehr als väterliche Gewaltmaßregel erschien, an der er dauernd krankte. Es hatten ihm in jener Übergangszeit vom Knaben zum Jüngling ganz andere Ideale vorgeschwebt: nach bestandenem Abiturium glückliche, aufsichtfreie Studentenzeit, Jahre jugendlicher Lebensfreude, deren unsichtbare Triebfeder die Liebe zu Barbara v. Kalau war, diese Liebe, die nicht anders enden konnte als mit dem Treuegelöbnis am Hochzeitstage.

Statt dessen wanderte er als Lehrling in die Einförmigkeit und den Stundenzwang ausländischen Bureaudienstes, statt in den Heidelberger Landschaftszauber in das düstere Londoner Nebelgrau, statt in die freie Burschenherrlichkeit ans Schreibpult in einem Hofzimmer, das von der Sonne wenig, von den feuchten Schwaden desto mehr zu sehen bekam. Und statt des heimlichen Liebesglückes trug er die Scham in sich, Frau v. Kalau und Barbara gegenüber zu einem undankbaren, ungehobelten Patron gestempelt worden zu sein.

Das alles flog ihm durch die Gedanken, als er die Stufen emporstieg, und raubte ihm die reine Freude des Wiedersehens.

Er kam unangemeldet, weil er es für überflüssig gehalten hatte, jemand auf sein Kommen vorzubereiten,

auf dieses Kommen, das ihm selbst so unwesentlich und ereignislos dünkte.

Alles stand noch genau, wie es vor fünf Jahren gestanden hatte. Auf dem Flur die alte, vielhundertjährige Truhe, in die einst nun längst zu Staub zerfallene Hände Hochzeitsgaben eingeschichtet — der alte, wurmstichige Schrank mit den grotesken Figuren, auch eine Mitgift aus längst vergangenen Zeiten — eine zerbröckelnde Gipsbüste mitten darauf, in welche die Vergänglichkeit pockennarbige Löcher hineingefressen. Nur daß dem Heimkehrenden dieses ganze alte Gerümpel wie mit einer dicken Staubschicht bedeckt erschien.

Die Scheu und Andacht, die er einst davor empfunden, war der nüchternen Erkenntnis gewichen, daß diese Flurausstattung eine bedauernswerte Geschmacksverirrung war, aber kein Schmuck.

An den englischen Komfort gewöhnt, glaubte er überall Knauserigkeit und Dürftigkeit hindurchschimmern zu sehen, während er langsam dem Zimmer seines Vaters zuschritt.

Er drückte die Tür auf und blieb an der Schwelle stehen. Das Grün der Vorhänge schien auch hier verblaßt und die Tapeten vergilbt. Nur der Arbeitstisch, die Stätte der väterlichen Sorgen und Mühen, hatte seine Frische behalten. Von diesem eisernen Bestande Mertensscher Tatkraft und Pflichttreue konnte und durfte nichts abbröckeln — und dieser Bestand hatte nichts zu schaffen mit dem, was sich in diesem Augenblick schwer, sehr schwer auf die Seele des Heimkehrenden legte.

„Vater," sagte er leise und zog die Tür ins Schloß.

Der Kommerzienrat wandte sich um. „Endlich bist du da! Es hat lange gedauert." Er erhob sich.

Da krallte sich die Schwermut noch tiefer in Arnolfs Herz. Er wußte nicht, ob er ein falsches Bild seines Vaters mit über den Kanal genommen und bislang in sich beherbergt oder ob diese letzten fünf Jahre auch hier ihre Minderungskraft geübt.

Die Gestalt seines Vaters erschien ihm in sich zusammengesunken, verstaubt und vergilbt wie alles um ihn her.

„Ich habe mich nach Kräften beeilt, Vater," sagte er näher tretend und die zitterige Hand ergreifend, die sich ihm entgegenstreckte.

Der Kommerzienrat ließ seine Blicke forschend über die Erscheinung seines Sohnes gleiten. Vielleicht war es ein ihm anhaftendes Zucken der Halsmuskeln, vielleicht auch ein unfreiwilliges Schütteln des Kopfes, das sich diesen Blicken beigesellte.

Daß sein Sohn hochgewachsen war, lag in der Familie der Mutter, daß er schlank wie eine Gerte war, lag in seinen Jahren — aber die Wesensart, wie sie sich alsogleich bekundete, und der Ausdruck dieser auf ihn gerichteten Augen wirkten befremdend, genau so, wie es in früheren Jahren der Fall gewesen war.

Die Enttäuschung des Kommerzienrates, stumm wie sie war und unmerkbar, legte sich auf das feinfühlige Empfindungsvermögen seines Sohnes wie ein Reif.

„Du weißt doch, daß ich die Absicht habe, mich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen und dir meinen Platz bei Lebzeiten zu überlassen, und daß ich dich deshalb zurückrief?"

„Ich weiß es zwar nicht," sagte Arnolf mit gedämpfter Stimme, und der Sonnenschein, der an den Wänden in die Höhe kroch und vom Pfeilerspiegel aufgefangen und zurückgeworfen wurde, verursachte

ihm ein unangenehmes Gefühl beim Klange dieſer greiſenhaft dünnen Stimme, „aber ich glaube, daß es dir wohltun wird, zur Ruhe zu kommen.“

„Zur Ruhe!“ wiederholte der Kommerzienrat, und die unfreiwillige Kopfbewegung trat von neuem in Erſcheinung, dieweil er das leicht gewellte Haar über der Stirn ſeines Sohnes und den weichen Zug um deſſen Mundwinkel muſterte. „Zu der Ruhe, die mir notwendiger iſt als der Arbeitſchluß, könnte ich nur gelangen in der Gewißheit, daß mein Nachfolger —“

„Ich bitte dich, Vater,“ fiel Arnolf ihm ins Wort, „nicht ſogleich wieder den alten Keil zwiſchen uns hineinzutreiben. Du haſt bis jetzt keine Urſache dazu gehabt. Ich bin dir und deinen Anſchauungen gehorſam geweſen — laß dir das genügen. Ich habe getan, was du wollteſt, und mich des Selbſtbeſtimmungsrechtes bis zu dieſer Stunde anſtandslos begeben. Ich ſtehe auch jetzt vor dir mit dem Vorſatz, deinen Vorausſetzungen gerecht zu werden, ſoweit es in meiner Macht liegt. Sollte ſich in dieſe Vorausſetzungen hier und da ein Defizit einſchleichen, ſo mußt du das weniger meinem Willen als meiner Veranlagung zuſchreiben, die ja nicht mein eigenes Werk iſt. Es wäre für mich ſelbſt ein großes Glück, wenn das, was du in mir ſehen willſt, ausſchließlich in mir zu finden wäre. Ich verlange nicht, daß du mich im Sinne unſerer Vorfahren hoch einſchätzen ſollſt, aber das, was mein Eigenſtes in mir iſt, das, bitte ich dich, ſchätze nicht zu gering ein.“

Der Kommerzienrat hatte bei dieſen mit ſich ſteigernder Wärme geſprochenen Worten ſeine Miene unverändert beibehalten. „Ich bin kein Freund von großen Worten,“ ſagte er ruhig, ſeine zitternde Hand aus der ſeines Sohnes zurückziehend. „Mein Grundſatz war immer: Handeln! Ich möchte ihn dir auch

als Richtschnur im Leben anempfehlen. Es ist ein Geist des Schwankens und Schwätzens in unsere Zeit gedrungen, der die Ursache ist, daß zu wenig geschieht. Vieles Reden verwässert den Verstand. Dem Kaufmann steht wohlerwogene Schweigsamkeit am besten an, denn sie läßt hoffen, daß sich gediegene Werte dahinter verbergen, wohingegen Schaumschlägerei mit Worten ein sicherer Bürge dafür ist, daß sich nichts Nennenswertes darunter befindet." Während dieser mit Nachdruck gesprochenen Worte hatte sich das Zucken seines Kopfes lebhafter wieder eingestellt, so daß es schien, als nicke er sich selber Beifall zu. Abbrechend fragte er, und dabei traf ein scharfer Blick aus seinen tiefliegenden Augen das Antlitz seines Sohnes: „Mister Wheeler hat Töchter?"

„Zwei Töchter," sagte Arnolf rasch. Er fühlte, daß ihm die Röte ins Gesicht stieg, und dieses Gefühl versetzte ihn in Unsicherheit.

„Und —?" fragte der Kommerzienrat langsam.

Arnolf entraffte sich der peinlichen Befangenheit, indem er mit guter Haltung erwiderte: „Ich verstehe diese Frage dahin, Vater, daß du eine Verbindung meinerseits mit einer dieser jungen Damen wünschest. Leider ist es mir versagt gewesen, mich für eine von ihnen zu interessieren."

„Sie sind häßlich?"

„Nein! Recht hübsch sogar. Und, um ganz offen zu sein, Mister Wheeler hatte die Freundlichkeit, durchblicken zu lassen, daß ich ihm als Schwiegersohn angenehm und annehmbar sein würde."

„Nun — und?" wiederholte der Kommerzienrat noch langsamer als zuvor.

„Ich sagte dir schon, daß mein Interesse dabei nicht ins Spiel kam."

„Und weshalb nicht — bei einer so vorteilhaften Verbindung?“

Ein gezwungenes Lächeln glitt über sein Gesicht. „Es gibt zweierlei Interessen: geschäftliche und herzliche. Von letzteren war bei mir nicht die Rede.“

„Bist du so anspruchsvoll?“ fragte der Kommerzienrat, lebhaft an die zornigen Befürchtungen seiner Gattin erinnert. „Oder so unempfänglich?“

„Ich kann es dir nicht sagen — und will dem auch nicht weiter nachforschen.“

Die Kommerzienrätin, die inzwischen die Ankunft ihres Sohnes erfahren hatte, trat mit jener rasselnden Energie ein, die alle ihre Bewegungen kennzeichnete.

Ihren Sohn umarmend, schob sie ihn im nämlichen Augenblick wieder von sich zurück, um sein Äußeres zu mustern.

„Hast dich gut herausgemacht. — Nicht wahr, David? — Jetzt bist du so groß, wie mein Vater war. Ich freue mich, daß du wieder da bist und deinem Vater die Last der Geschäfte abnimmst. Du wirst damit vollauf beschäftigt sein und wenig Zeit haben. Ich meine, du wirst wissen, dein Verhalten als unser Sohn und Erbe richtig zu bestimmen, wenn gewissenlose Spekulantinnen — du verstehst mich, mein Sohn —“

„Wenn Wheelers hübsche und reiche Töchter auf ihn keinen Eindruck gemacht haben,“ fiel der Kommerzienrat nachdrücklich ein, „so ist die Furcht wohl unbegründet, ihn jetzt auf eine Irrung hereinfallen zu sehen.“

Das war die Begrüßung des nach fünfjähriger Abwesenheit wieder ins Elternhaus zurückgekehrten Sohnes. Und nun stand Arnolf in seinem Zimmer nach dem Garten heraus und sah auf die verschlungenen Wege zwischen den entlaubten Stämmen, auf die

weißen Eisbeeren zwiſchen den kahlen Büſchen und auf eine letzte rote Roſe, die am entblätterten Strauch ihr Haupt duftlos neigte.

Die Bruſt war ihm eng, wie zugeſchnürt von den Verhaltungsmaßregeln, die ſich in der erſten Stunde ſchon wieder gleich Seilen um ſeine Bewegungsfreiheit wanden. Was ſollten dieſe Anſpielungen bezwecken? Was bedeuten?

Er wußte nicht, daß es ſeiner Mutter auf der Zunge gebrannt hatte, zu ſagen: „Barbara v. Kalau iſt wieder da, deinetwegen — und ſie fahnden auf dich.“ Er wußte nur, daß Barbara, wie er vor Jahren gehört, in Berlin lebe. Sie hatte ihn, den unmanierlichen, undankbaren Menſchen, gewiß längſt vergeſſen.

Und damit belebten ſich die toten Wege in der Erinnerung an das ſchöne, lachende Kind und den noch ſchöneren, luſtigen Backfiſch. Die rote Roſe erinnerte ihn an ihre Lippen, an den Kuß, den ſie ihm geſchenkt.

Und wäre ſie zehnmal wieder hier, er hätte kein Recht mehr, ihr vorwurfsfrei ins Auge zu ſehen. Das hatte er verwirkt. Beſſeres hatte er nicht verdient.

Am Abend, als der Kommerzienrat ſich zeitig zurückgezogen hatte, ſagte die Mutter plötzlich: „Frau v. Kalau hat ihre Tochter wieder bei ſich.“ Dabei hielt ſie ihre ſcharfen Augen wie eine Lanzenſpitze auf Arnolf gerichtet.

Es durchzuckte ihn. Er ſtrich ſich langſam über die Stirn.

„Iſt dir das angenehm?“ fragte ſie bedeutſam, faſt drohend.

„Nein,“ ſagte er mit Überzeugung. „Das iſt es nicht.“

„Dann kann ich ein offenes Wort mit dir reden. So viele Mühe sie sich auch gegeben haben, sie in Berlin an den Mann zu bringen, es ist ihnen nicht gelungen. Kaum aber hatte die Majorin Witterung von deinem Kommen, so schaffte sie das Mädchen zurück. Ich habe sie heute gesehen — diese Paradepuppe, die besser für den Zirkus paßt als ins Haus. Ihre Mutter ist eine Schlange. Nimm dich in acht vor dieser Heuchelkatze. Ich habe ihr die Krallen zwar schon öfters beschnitten, aber sie wachsen nach. Und was die Jungfer Barbara betrifft, so wird sie dir schon die nötigen Fallen stellen."

„Das wird sie nicht, Mutter," sagte er abermals mit fester Überzeugung. „Ich habe sie besser gekannt, als du sie kanntest. Eher wird der umgekehrte Fall eintreten — sie wird über mich hinwegsehen, wie ich es nicht anders verdient habe durch den erzwungenen Abbruch aller Beziehungen, der mich in ihren Augen zum Rüpel gestempelt haben muß." Er zog das Taschentuch aus der Brusttasche und drückte es gegen die Stirn, bevor er fortfuhr: „Ich möchte nicht daran erinnert sein. Man sieht sich nicht gern herabgesetzt in anderer Meinung. Es ist nun einmal geschehen und nicht zu ändern. Ich werde es Frau v. Kalau und ihrer Tochter so leicht wie möglich machen, mich zu übersehen. Damit hoffe ich euren Wünschen entsprochen zu haben."

Er erhob sich und ging auf sein Zimmer.

Die nächsten Tage waren von der neu übernommenen Tätigkeit und der Einführung in den engeren Kreis der geschäftlichen Interessen, die nun die seinen werden mußten, so völlig in Anspruch genommen, daß, von den Stunden der Nachtruhe abgesehen, Arnolf kein Augenblick Muße blieb, über Barbara oder über sich nachzudenken.

Der Kommerzienrat entwickelte eine fieberhafte Beharrlichkeit, den Sohn in seine Bahnen hineinzutreiben, gerade so wie sein Vater ihn dereinst hineingetrieben hatte, und empfand lebhafte Genugtuung, wenn er die Schwere des Berufs der jungen Stirn seines Sohnes aufgedrückt sah.

So kam es, daß dessen Eintritt in die Geselligkeit sich von Tag zu Tag verzögerte und der erste Schnee seinen Mantel schon über die Rasenflächen gebreitet hielt, als er endlich den unerläßlichen Besuchsweg mit stillem Seufzen antrat.

Darüber war er sich ganz klar, daß er der Familie Kalau wie ein gänzlich Fremder gegenüberzutreten habe, um durch keine Miene oder Andeutung die letzte Szene, die Abschiedsszene, in Erinnerung kommen zu lassen.

Auf sein Läuten im Nachbarhause öffnete Purzel mit leichtem Aufschrei die Tür. „Herrje! Der junge Herr von nebenan!“ Dann rannte sie mit der Karte im kurzen Galopp nach dem Wohnzimmer, wo die Majorin sich vor freudiger Überraschung die Stopfnadel in die Hand stieß, während Bärbel mit Gemütsruhe fortfuhr, einen Bratapfel zu verzehren.

„Aber gewiß doch!“ sagte Frau v. Kalau, die kleine Wunde hastig zudrückend. „Sehr angenehm! — Purzel, weg mit dem Strumpf! — Bärbel, laß das Lutschen sein!“

„Fällt mir gar nicht ein,“ sagte Barbara aufstehend, „den schönen Apfel kalt werden zu lassen — des Dammels wegen. Genieße ihn nur allein. Ich danke für das Vergnügen.“

Damit verließ sie das Zimmer, um die Zornesflecken auf ihren Wangen zu verbergen.

„Bärbel, du hast mir doch versprochen — Bärbel, du wolltest doch — Bärbel, erbarme dich!“

Diese drei Beschwörungen folgten sich so hitzig und mit solch aufsteigender Seelenangst, daß die hinter ihrer Tochter zufallende Tür davon hätte erweicht werden müssen, geschweige denn Barbara, wenn sie Ohren dafür gehabt hätte.

Aber die hörte nicht, wollte nicht hören.

Arnolf trat ein. Seine Beklommenheit ließ ihn kalt und förmlich erscheinen.

Da war ja die Stelle, wo er sein Liebesbekenntnis gewissermaßen herausgewürgt hatte und den Lohn dafür empfangen!

„Mein bester — mein lieber Herr Mertens," sagte Frau v. Kalau, ihre rundliche Gestalt vom Sofa erhebend, „das ist ja wirklich — Nein, solche Überraschung! Wir dachten schon gar nicht mehr, die Freude zu haben. Wie verändert Sie sind! Der reine Engländer! — Welches Glück für die Eltern! Man lebt ja nur in seinen Kindern, wie mein seliger Mann so gern versicherte."

Arnolf nahm diese letzte Behauptung auf Treu und Glauben hin, da er sich nicht mehr daran erinnerte, daß der Major sein Leben auch reichlich in Bierlokalen und am Skattisch gesucht und gefunden. Er drückte die ihm gereichte Hand und ließ sich an der Hausfrau Seite nieder.

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich so spät erst meinen Besuch abstatte. Die Arbeit —"

Da fiel sie ihm schon ins Wort. „Na ja — das habe ich auch gleich zu Barbara gesagt. ‚Er ist überladen mit Arbeit,' sagte ich. ‚Du wirst sehen, daß ich recht behalte!' Man darf eben die Männer nicht nur nach unseren Wünschen beurteilen. Frauenherzen wollen immer gern ein bißchen verhätschelt sein. Das war auch bei uns so, bei mir und meinem seligen Mann."

Sie lachte und horchte dabei mit krampfhafter Gespanntheit nach dem Nebenzimmer.

„Ihr Fräulein Tochter ist nicht zu Hause?“ fragte Arnolf, sich der Aufgabe entziehend, die überaus rauhbeinige Persönlichkeit des seligen Majors mit den Behauptungen seiner Gattin in Einklang zu bringen.

In diesem Augenblick fiel die Korridortüre mit wahrnehmbarem Knall ins Schloß.

„Meine Tochter ist ausgegangen,“ sagte Frau v. Kalau aufatmend.

Arnolf biß sich auf die Lippen. Nun also war es so gekommen, wie er zu seiner Mutter gesagt hatte. Sie sah über ihn hinweg.

„Wir werden doch das Vergnügen haben, Sie als fleißigen Käufer auf unserem nächsten Basar zu sehen?“ fragte Frau v. Kalau lächelnd. „Die Baronin Klüver — ach, Sie kennen die Dame ja noch nicht — hat sich in meiner Tochter eine großartige Stütze gesichert. Barbara verkauft am Blumenstand. Von der Sektbude wollte ich nichts wissen. Mein Mann hatte ganz feststehende Anschauungen von Weiblichkeit. Er war in diesem Punkt durch ein Nichts, durch noch weniger als ein Nichts zu verletzen. Ich kann wohl sagen, daß ich neben ihm oft gezittert habe, sein Mißfallen zu erregen. Es war eine strenge Schulung für mich, aber eine gute. Und Barbara ist gerade wie ihr Vater. Peinlich bis zum äußersten. Ihr zukünftiger Mann“ — Frau v. Kalau lachte auf wie über einen guten Witz — „wird bei ihr keine Schwierigkeit finden wie mein seliger Mann anfänglich bei mir.“

Arnolf nahm diese Versicherung einer ganz ungewöhnlichen männlichen Sittsamkeit des Majors widerspruchslos hin. „Ich hoffe, daß ich nicht verhindert

ſein werde, den Baſar nach beſten Kräften zu unterſtützen," ſagte er ſich erhebend.

„Aber ein gefülltes Portemonnaie müſſen Sie mitbringen," ſcherzte die Majorin, im Innerſten von ſo viel kühler Förmlichkeit geängſtigt.

Es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie hinter ihm her die Hände gerungen.

Das war doch nicht der alte Arnolf mehr! Von außen nicht und von innen nicht! —

Auf den Straßen waren die Fußwege ſauber gefegt, aber auf den Dächern und in den Gärten glänzte der weiße Schnee blendend im Sonnenſchein. Die Spatzen ſtritten ſich lärmend um das tägliche Futter auf dem Fahrdamm, in deſſen reine Decke jedes Wagenrad eine dunkle Furche zog.

Die Luft war mild. Leicht und zierlich kam hie und da eine verſpätete Flocke durch den Sonnenſchein geflogen und verglitzerte an den Ecken der Erker und Balkone.

Arnolf fiel es wie eine Laſt von der Seele, als er in dieſen ſchimmernden Wintertag hinaustrat. Hatte er nicht eben eine recht unglückliche Rolle geſpielt? Und wieder auf Kommando! Wieder und wieder geleitet und gedrillt wie ein Schulknabe! Im Bureau, in der Fabrik, im Hauſe — nirgends ein freies Entſchließen. Er fühlte, wie er ſich ſelber fremd und unbegreiflich ward. Und ſo freudeleer, ſo jugendarm.

Die Falte, die der Kommerzienrat als des Geſchäftsmannes würdig erachtete, grub ſich tiefer in Arnolfs Stirn ein, während er gedankenvoll fürbaß ſchritt, als plötzlich eine Stimme an ſein Ohr ſchlug, ein Lachen, das ihn mit einem Schlage der laſtenden Grübelei entriß und wie erſchreckt aufhorchen machte.

Und da, um die nächſte Ecke biegend, ſah er eine

schlanke Gestalt vor sich her gehen, mit federndem Gang, in entzückenden Halbschuhen, die einen reizenden kleinen Fuß zur Ansicht stellten — sah er Barbaras dunkle Haarfülle unter der zum Nacken schwankenden roten Feder, sah er ihr schönes Profil dem Begleiter zugewendet.

Die Erinnerung an das, was er für dieses Kunstwerk der Natur empfunden, für diese lachenden Lippen, die sich ihm darboten, durchblitzte sein Herz wie ein elektrischer Schlag.

Den Mann an ihrer Seite kannte er nicht. Er sah nur, daß er eine geachtete Persönlichkeit sein mußte, denn viele zogen grüßend den Hut vor ihm, und die junge blonde Frau, die, in kostbares Pelzwerk gehüllt, im Schlitten vorüberfuhr, neigte ihr Antlitz mit sonderlicher Anmut gegen ihn.

Nun standen beide still, und unwillkürlich verlangsamte sich Arnolfs Schritt. Der fremde Herr hatte ein Notizbuch hervorgezogen und blätterte darin. Arnolf hörte die Worte Basar und Blumenstand und eine Scherzantwort, deren Verständnis ihm verloren ging — und dann reichte Barbara ihrem Begleiter die Hand, eine allerliebste, weißbekleidete Hand, und verschwand im nächsten Hause.

Der Fremde, in der Meinung, sein Notizbuch in die Tasche zurückzustecken, bemerkte nicht, daß es vorbeiglitt und zur Erde fiel, vielmehr beschleunigte er seine Schritte, als er hinter sich einen Anruf vernahm.

Sich umwendend, sah er Arnolf vor sich stehen, das Buch in der Hand.

„Sie haben dies soeben verloren.“

„Besten Dank. Es wäre mir sehr unangenehm gewesen.“

Während er sein Eigentum an den richtigen Platz

beförderte, sah er dem jungen Mann forschend ins Gesicht. „Wir müssen uns doch schon gesehen haben! Mein Name ist Stettenborn."

„Mertens!" sagte Arnolf. „Professor Stettenborn — nicht wahr?"

Stettenborn nickte. „Sohn des Kommerzienrats Mertens?"

„Ja. Ich bin erst seit kurzem hier."

„Sie waren lange in England?"

„Fünf Jahre. Merkt man es meiner Sprache an?"

„Kaum. — Sie befinden sich im Martyrium der Visitentour, wie ich sehe. Lassen Sie sich ja nicht aufhalten. Ich gehe noch eine Strecke mit Ihnen. Wohl dem, der diesen Marterpfad hinter sich hat!"

Arnolf nickte einverstanden.

„Sehen Sie," sagte Stettenborn lächelnd im Weiterschreiten, „wenn man die drei Fragen: Wie befinden Sie sich? Wie gefällt es Ihnen hier? Haben Sie eine hübsche Wohnung gefunden? — ich meine, wenn man diese drei Fragen auf einen Bogen schriebe, die entsprechende Antwort daneben und das Blatt im Umschlag an die zu besuchenden Familien schickte, ob das nicht dieselbe Sache in verbesserter Form wäre?"

„Ich denke ja. Aber wer kann gegen den Stachel lecken?"

„Niemand. Die ältesten Zöpfe schneidet man nicht ab. Hier sproßt so ein alter Basarzopf eben wieder hervor, und alle Damen flechten eifrig daran herum," scherzte Stettenborn. „Die junge Dame, die Sie vielleicht noch bemerkt haben, setzte bei mir soeben den Bohrer an. Ich habe mir auf ihren Befehl Tag und Stunde notieren müssen, um mich für diesen Wohltätigkeitszauber frei zu halten, obzwar ich ein Feind aller dieser zwecklosen Veranstaltungen bin."

„Es iſt eben ein Damenſport mit Flirt und Tanz,“ ſagte Arnolf.

„Ein Sport, der in der Regel mit Verſtimmungen und Zerwürfniſſen endet. Jedenfalls eine gute Zungen- und Lungenübung für die Damenwelt. — Darf ich fragen, nach welcher Richtung Sie Ihr Martyrium zunächſt tragen wollen?“

„In die Klüverſche Villa.“

„Sie werden Frau v. Klüver nicht zu Hauſe treffen. Vorhin fuhr ſie im Schlitten vorüber.“

„So — war ſie das? Eine ſympathiſche Erſcheinung. Nun, deſto ſchneller wird die Sache erledigt ſein. — Auf Wiederſehen, Herr Profeſſor.“

Stettenborn reichte ihm die Hand. „Ich weiß ja nicht, ob Sie auch mir den Vorzug geben wollen —“

„Selbſtverſtändlich.“

„Dann wollen wir doch gleich hier die Karten tauſchen. Wir ſind dann quitt und ſehen uns auf gemütlichere Weiſe wieder. So — beſten Dank!“

Sie ſchüttelten ſich lachend die Hände und gingen auseinander.

Im Vorgarten der Villa Klüver flimmerte der Schnee wie Silber um Äſte und Baumſtämme. Das niedrige Gebüſch lag dicht bereift dazwiſchen, und über der Buchsbaumeinfaſſung der Beete häufte ſich die flockige Maſſe zu einer unförmigen Umhüllung an. Nur der breite Weg vom Gittertor zum Eingang hin war ſauber gekehrt und mit gelbem Sand ſorgfältig beſtreut.

Über ihn hinweg ſchritt Arnolf, um die Glocke zu ziehen. Er fand die Tür ſchon geöffnet und den Diener neben einem älteren Herrn in Pelz und Pelzkappe ſtehen, der eifrig auf jenen einſprach.

„Bedaure ſehr,“ ſagte der Diener, ſich zu Arnolf

wendend und die Karte in Empfang nehmend. „Die Frau Baronin ſind ausgefahren. Und der Herr Baron iſt verhindert, Beſuche anzunehmen.“

„Beſtellen Sie meine Empfehlung!“

Damit ging Arnolf durch den Garten auf die Straße zurück.

Der andere Gaſt aber blieb unbekümmert ſtehen. „Ich ſage es nochmals: Ob Sie hinaufgehen wollen, mich anzumelden, oder nicht, ich werde den Freiherrn ſprechen.“

„Es iſt ſtrenges Verbot. Ich darf gegen den Befehl nicht handeln bei Strafe augenblicklicher Entlaſſung,“ ſagte der Diener dringlich.

„Dann zum Kuckuck gehe ich alſo allein!“ Er riß den Pelz von den Schultern, warf ihn dem Erſchreckten über den Arm, die Mütze dazu und ſchritt die Stufen hinan.

Durch die tiefe Stille des Treppenhauſes hörte man trotz des dicken Läufers die wuchtigen Tritte hallen bis zur Eingangstür des Arbeitszimmers, in dem niemals eine heitere Frauenſtimme, niemals ein Kinderlachen ertönte.

Anklopfen und eintreten war eins.

Herr v. Klüver, gegen ſeinen ausgeſprochenen Willen geſtört, wandte mit nervöſer Ungeduld ſein Geſicht dem Beſucher zu.

Dieſer zauderte einen Augenblick an der Schwelle, betroffen von den vorzeitigen Alterserſcheinungen des Barons, die ſich ſeinem erſten Blick aufdrängten. Dann trat er raſch und entſchloſſen näher.

„Heinrich Anton, ich habe die Weigerung deines Zerberus da unten nicht für ernſthaft genommen mir gegenüber. Deshalb ſiehſt du mich trotzdem hier.“

Er streckte dem Baron die Rechte entgegen, was dieser unbeachtet ließ.

Über das derbgeschnittene und frischgerötete Antlitz seines Vetters ging eine Wolke. „Welches Recht hast du, Heinrich Anton, mir so zu begegnen? Da ich aber keinen Wert auf Äußerlichkeiten lege, mag's drum sein."

„Wenn du gewartet hättest, bis man dich rief," sagte der Baron scharf, „hättest du dir das ersparen können."

„Ich sage ja, daß ich keinen Wert darauf lege." Der unwillkommene Gast warf sich neben dem Schreibtisch in einen Sessel. „Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß mir dieser Gang leicht geworden ist. Aber die Sache ist die, daß es so nicht weitergeht. Schließlich muß es einmal zu einer Aussprache kommen. Ich habe Söhne — du hast keine."

Nichts Aufpeitschenderes konnte den Freiherrn treffen als dieser Hinweis auf das verkrüppelte und halbidiotische Kind im abgelegenen Flügel seines Hauses. Seine Stirn faltete sich in erschreckender Weise, und aus seinen tiefliegenden Augen blitzte ein Strahl bösen Zornes in das Antlitz seines Vetters.

„Ich habe nichts mehr mit euch zu tun," sagte er schroffer als zuvor. „Unsere Wege haben sich geschieden. Was ihr von mir wollt, das weiß ich: mein Eigentum. Ich tue euch aber nicht den Gefallen, zu sterben. Noch lebe ich. Von eurer Sandbüchse aus starrt ihr, du und deine Söhne, nach meinem Grund und Boden herüber. Schon deshalb, um euch nicht immer vor Augen zu haben, bin ich hierher gezogen," schloß er mit bitterem Groll.

„Das magst du getan haben, Heinrich Anton," sagte Vollrad v. Klüver, sichtlich erregt seinen er-

grauten Bart ſtreichend, „obwohl jedenfalls ohne die ruhige und gewiſſenhafte Überlegung, die bei unſeren Familienverhältniſſen wünſchenswert geweſen wäre. Es iſt doch ſchmachvoll, daß ſo nahe Verwandte zum Gaudium aller männlichen und weiblichen Klatſchbaſen ſich aus dem Wege gehen wie Hund und Katze. Der Menſch ſoll vorwärts ſehen in die Zukunft. Die alten Klüverſchen Güter müſſen der Familie erhalten bleiben. Du und ich und meine beiden Söhne, wir machen zuſammen acht Augen aus. Uns beide abgerechnet bleiben vier. Lothar iſt ſchwächlich. Bleibt Juſtus. Juſtus gibt ſichere Hoffnung, unſeren Stamm auf dem alten Erbe fortzupflanzen.“ Die Stimme, die dieſe Worte ſprach, klang immer riſſiger und rauher, als er fortfuhr: „Wenn mein Vater mehr ausgab, als er einnahm, ſo iſt das betrüblich für mich, aber kein Grund für dich, uns deshalb über die Achſel anzuſehen. Das wäre gerade ſo, als wollte ich dir einen Vorwurf daraus machen, daß dein Vater Geld zuſammenraffte, wo er nur konnte. Der ‚olle Klüver‘ — das wirſt du ja wohl auch wiſſen — hatte den Ruf, daß er aus jeder Mark einen Taler zu machen verſtand. Alſo darüber Strich. Und das andere — Höre wenigſtens zu, wenn ich ſpreche,“ unterbrach er ſich zornig, als er den Freiherrn ungeduldig in ſeinem Buche blättern ſah.

„Du ſprichſt bewußte Unwahrheiten aus,“ ſagte dieſer, ſeine Hand auf den Einband drückend, und die Kluft, die zwiſchen ihnen klaffte, tat ſich weit auf in dem ſchneidenden Klang ſeiner Worte. „Ich bin von dir abgerückt deiner laxen moraliſchen Anſchauungen halber, die unſeren Traditionen ins Geſicht ſchlagen. Ich will von einer Sippe nichts wiſſen, die ihre Toten in den Backofen ſchiebt, die Reſte in einen Topf zu-

sammenkehrt und als Zierat auf den Kaminsims stellt."

Das war vor einigen Jahren gewesen, als Vollrad v. Klüver seine verstorbene Gattin ihrem Wunsche gemäß einäschern ließ und damit in jenen Kreisen, deren Führer Heinrich Anton war, Staunen und Abscheu erregte. Es war auch bekannt geworden, daß Vollrad dem pflichtgetreu herbeieilenden Geistlichen den Eintritt ins Sterbezimmer verwehrt hatte, indem er sich den einzig Berufenen nannte, die letzten Worte der Scheidenden zu vernehmen und solchergestalt ihr bester Tröster zu werden.

Diese Vorkommnisse, die gegen vielhundertjähriges Herkommen grob verstießen, hatten den Zwist der Vettern überschäumend zum Austrag gebracht, um so mehr, als Heinrich Anton durch den trotzigen Widerspruch Vollrads die Autorität, die er genoß, mißächtlich beiseite geschoben sah.

Zu jener Zeit reifte in ihm der Gedanke, einen Ehebund einzugehen und dadurch diese Verwandten von der Erbfolge auszuschließen. Das lieblichste junge Mädchen ward sein eigen — und der Glaube an die Geburt eines Sohnes war felsenfest in seine Abneigung gegen die Verwandtschaft eingegraben.

Es kam anders. Und letzten Endes, wenn Heinrich Anton ehrlich gegen sich selbst hätte sein wollen und können, lag der tiefste Grund seiner Abneigung in der Vereitelung seiner Hoffnungen durch die Geburt des mißgestalteten Kindes und in der Existenz zweier Söhne des erbberechtigten Vetters.

Bei den Worten „Zierat auf dem Kaminsims" brach Vollrad v. Klüver in rauhes Lachen aus. „Es wäre mir erwünscht, du kämest einmal nach Darsow und sähest die Urne auf dem Friedhof. Das ist ja

ein Zank um des Kaisers Bart.“ Er nahm das Buch, das der Freiherr aus der Hand gelegt hatte, und warf es auf die Tischplatte zurück, seinem Unmut Luft zu schaffen. „Heinrich Anton, die Jungens kosten mich zu viel. Meine Sandbüchse, wie du sagst, ist schon überlastet. Ich kann nichts mehr darauf aufnehmen.“

„Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß dir längst kein Ziegelstein mehr gehört,“ sagte der Freiherr mißächtlich. „Wenn du deshalb hierher gekommen bist —“

„Nicht allein! — Zum Henker,“ unterbrach er sich wütend, „gib doch diese Art und Weise auf! Man müßte ja mehr als Lammsgeduld haben, das alles ruhig hinunterzuschlucken. — Ich will Justus vom Militär abgehen lassen. Er soll wirtschaften lernen. Bei uns auf der Klitsche ist dazu nicht genügend Gelegenheit. Und richtig eingefahren muß er doch sein, wenn er mal was leisten soll.“

Der Freiherr zuckte die Achseln. „Es ist gegen meine Grundsätze, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen.“

„Fremde!“ Vollrad v. Klüver fuhr wie gestochen auf. Aber er schluckte auch diese Abfuhr hinunter. „Wenn mir die Jungen von der Tasche genommen würden, könnte ich Darsow halten. Für Lothars Gesundheit ist es auch besser, wenn er den bunten Rock auszieht. Also, rundheraus gesagt: Nimm die beiden Jungens auf deine Güter, gib sie dem Oberinspektor in die Lehre und setze ihnen eine Summe jährlich aus, von der sie sich erhalten können.“

Über des Freiherrn Gesicht zuckte ein bitteres Lächeln. Er bewegte nervös die Fingerspitzen auf der Tischplatte.

Vollrad v. Klüver packte im Eifer die hagere Hand

seines Vetters, als er fortfuhr. „So einfach, wie du lebst, kannst du kaum die Hälfte deines Einkommens verbrauchen. Zu sorgen hast du für niemand, während ich bis über die Ohren in Schulden stecke. Es handelt sich ja auch nur um die nächste Zeit, bis Justus eine reiche Frau gefunden hat. Bei seinen Aussichten kann es ihm nicht fehlgehen."

„Hat er Aussichten?" fragte der Freiherr, seine Hand zurückziehend.

„Mensch — er ist doch der Älteste! Na, also — schlag ein! Ich stelle dir die Jungens noch heute vor, wenn es sein muß. Und wenn du sie gesehen hast, große, famose Bengel —"

Dem Freiherrn fuhr ein heißer Stich durchs Herz. Die Bitterkeit und krankhafte Scham, die verderblich an ihm nagten, jagten ihm ein flackerndes Rot auf die Backenknochen. „Schweig!" stieß er gepreßt hervor.

Vollrad v. Klüver legte ihm wie beruhigend die Hand auf die Schulter. „Wir wissen ja alle, was dir im Kopf herumgeht, aber man kann nicht mit dem Schädel durch die Wand rennen. Du hast dir das übrigens ganz allein zuzuschreiben. Wenn du nicht den mißgünstigen Einfall gehabt hättest, noch im Alter zu heiraten —"

Der Freiherr sprang auf. Es lag wie ein Alp auf seiner Brust. „Hinaus!" rief er mit bebender Stimme. „Hinaus! — Das ist meine Antwort. Ein andermal wird dir die Lust vergehen, mich wie ein Wegelagerer zu überfallen und in meinen Angelegenheiten herumzuwühlen wie in den Schuldscheinen deiner famosen Söhne. Da! Hier!" Er warf ihm sein Portemonnaie hin. „Davon bezahle deine Reise!"

Vollrad v. Klüver stand sprachlos vor Wut. Aus seinem dunkelgefärbten Gesicht sprang unheimlich eine

leichenweiße Naſe hervor. Seine Lippen zitterten, und ſeine dichten Brauen zuckten, als er das Portemonnaie ergriff und mit voller Wucht dem Freiherrn vor die Füße warf, daß die Gold- und Silberſtücke im ganzen Zimmer herumrollten. „Das vergeſſe ich dir nicht!“ ziſchte er heiſer. „Das zahle ich dir zurück!“

Der Freiherr ſtieß ihm mit unbezwinglichem Haß ein Goldſtück mit der Fußſpitze zu.

Vollrad v. Klüver ballte die Fäuſte, er machte Miene, ſich auf ihn zu ſtürzen.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Tür. Die Baronin erſchien auf der Schwelle.

Ihr Anblick zügelte ſeine Leidenſchaft. Er verſuchte ſie höflich zu grüßen, aber der Verſuch mißlang.

Chriſtas Augen wanderten mit tiefem Erſchrecken von einem zum anderen, als ſie leiſe fragte: „Was iſt?“

„Weiter nichts,“ rief Vollrad, und dabei floß ihm alles hinuntergewürgte Zorngift über die Lippen, „als daß der da ein hirnverbrannter, unzurechnungsfähiger Narr geworden iſt. Das bin ich bereit zu beſchwören.“

Die Tür fiel dröhnend hinter ihm ins Schloß. Beängſtigendes Schweigen füllte den Raum.

Chriſta ließ ſich auf die Knie nieder und ſammelte die verſtreuten Geldſtücke. Als ſie ſie auf die Tiſchplatte niederlegte, erfaßte ſie mit der freien Hand die feſtgeſchloſſene Rechte ihres Gatten. „Ich bitte dich, was wollte er von dir?“

„Erbſchleichen,“ ſagte Herr v. Klüver mit ſcharfem Hohne. „Nicht umſonſt rückte er mir ſeine famoſen Söhne vor die Augen. Er wollte mir den Gegenſatz ſo recht fühlbar machen zwiſchen mir und ihm, beſſer geſagt, zwiſchen jenen und —“

Er brachte es nicht über ſich, den Namen ſeines unglücklichen Kindes auszuſprechen.

Sie hatte seine Hand noch fester umschlossen. „Siehst du nicht ein," fragte sie mit unsicherer Stimme, „fühlst du es nicht, daß du mit jedem Wort mir eine Schuld aufbürdest, die kein Mann einer Mutter aufbürden sollte? Ich habe doch keine Macht, ein schweres Schicksal zu ändern. Mit heißen Tränen habe ich hingenommen, was der Himmel mir gegeben hat. Du weißt es nicht, wie ungezählte Male ich ihn gebeten habe, deinen Wunsch zu erfüllen. Wenn es nicht geschah, wenn unser armes Kind das einzige blieb, ist das ein Grund, den Kummer noch schwerer zu machen, als er schon auf uns liegt? Wie nun, wenn dieses Kind sprechen könnte und dich für sein Elend verantwortlich machte? Heinrich Anton, fürchte die Sünde, es aus deinem Herzen verstoßen zu haben. Und habe Mitleid mit mir, keinen Vorwurf."

„Ich bedaure dich wie mich," sagte er, über seine Stirn streichend. „Dieser Mensch hat an meinen Nerven herumgezerrt mit beispielloser Roheit. Ich kann mich der Nachwirkung noch nicht entziehen, wie du siehst." Er drückte ihre Hand und ließ sie aus der seinen gleiten.

„Komm!" sagte sie leise und mit bittenden Augen. „Komm einmal mit mir!"

„Jetzt?" fragte er hastig. „Wo ich soeben sagte, was noch in mir nachwirkt?" Seine Stirn runzelte sich wieder. Er schritt zum Fenster, kam zurück und warf sich in seinen Arbeitssessel. „Du wirst mir zugestehen, daß es gegen alle Vernunft ist, uns Gesunde für eine Kranke aufzuopfern. Wenn dir mein Wohlbefinden von Wert ist, so erbiete dich freiwillig, das Kind aus dem Hause zu geben. Entziehe mich der ständigen Aufregung. Ich habe den ersten Anspruch auf Berücksichtigung. Ich stehe an dem Punkt, wo ich erzwingen muß, was mir von deiner Seite versagt wird."

Er sah sie nicht an bei diesen hervorgestoßenen Worten, er sah nicht die unbeschreibliche Trauer, die sich über ihr Antlitz senkte, die Angst, die sich in ihren Zügen malte. Aber durch diese Trauer und Angst flammte doch ein Strahl unbeugsamen Widerstandes auf.

„Das Kind bleibt bei mir, und ich bleibe bei dem Kinde, solange noch ein Atemzug in mir ist," sagte sie, ihre Hände gegen die Brust drückend. „Du kannst mich fortschicken mit dem Kinde, aber das Kind nicht fortschicken ohne mich."

„Du bleibst, wo du sein mußt," sagte der Freiherr mit finsterer Entschlossenheit, „hier bei mir, in meinem Hause, wie deine Pflicht als Gattin es dir vorschreibt."

Da brach ein Aufschrei aus ihrer tiefsten Seele hervor. „Oh, hätte ich das gewußt! Hätte ich's gewußt!"

Er stand auf und trat zu ihr. In seinem vergrämten Gesicht ging eine mildernde Wandlung vor. „Ich will dir entgegenkommen, soweit es möglich ist. Du wolltest Professor Stettenborn zu Rate ziehen. Tu es, laß ihn rufen! Ich bezwinge meine Abneigung gegen diesen erneuten Mißerfolg. Laß ihn kommen! Diese Beruhigung soll dir nicht entzogen werden."

Kein Wort brachte sie über die Lippen.

Der Freiherr ergriff ihre Hand. „Du hast gehört? Laß Stettenborn kommen. Nur verschone mich mit dem Ergebnis. Ich kenne es schon im voraus." Seine weichere Stimmung verflog. Er ließ ihre Hand fallen. „Väter opfern sich für ihre Kinder, sagt man — aber nicht Väter, die das Wort Vater nie gehört haben. Man will in seinen Kindern sich wiedererkennen. Ich aber könnte mich nicht tief genug herabsetzen in meinem Wertgefühl, wollte ich mich in diesem Verbrechen der

Natur erkennen. Wofür ich es auch nehmen mag, für Strafe, Hohn, Zufall, es bleibt für mein Empfinden eine Herabwürdigung, eine Schande. Niemals, ſolange Klüvers auf eigenem Grund und Boden ſitzen, iſt einem unter ihnen das widerfahren, was ſich bei mir ereignet hat.“

Ihre Augen, von aufſteigenden Tränen verſchleiert, ſahen ihm feſt ins Geſicht. „Weil du die Vaterliebe aus deinem Fühlen und Denken geſtrichen haſt, ſo magſt du recht haben. Verſtehen kann ich dich nicht und — ich will offen ſein wie du — auch nicht bedauern, wie ich dich bedauern würde, wenn du ein Vaterherz beſäßeſt.“ Sie brach haſtig ab. Es ſtieg ihr wieder etwas bis an die Lippen empor, vor deſſen Lautwerden ſie unbewußt zurückſchreckte. „Ich werde Stettenborn kommen laſſen,“ ſagte ſie leiſe und ging aus dem Zimmer.

Mit bebender Hand warf ſie die Worte aufs Papier:

„Es bittet um Ihren Beſuch

Chriſta v. Klüver.“

Wie ſie es ſchrieb, kam ein wunderſames Traumgefühl über ſie wie ein ſchmeichelnder Hauch, der aus unbekannten Fernen einſchläfernd linde die Luft durchzieht. Sie neigte das Haupt. Ihre Stirn ruhte auf dem Namen Stettenborn.

Die duftige, bunte Wieſe war wieder da voll Vogelſang und Sonnenſchein — und ſie verſtand nun, daß es ihre Jugend war, die ihr in dieſem blumigen Bilde wieder nahe trat, ihre kindlich frohe Jugend, ihre glückliche Unwiſſenheit, ihr unbewußtes Freuen. Wo waren ſie nun — dieſe entflohenen Schätze? Was war an ihre Stelle getreten?

Sie ſchrak auf.

Die Sonne taute den Schnee vom Dach — er

tropfte klingend aufs Fenſterſims nieder. Es war, als tönten leiſe Stimmen draußen ineinander. Sie mußte darauf hören. Die vorangegangene Szene hatte alles in ihr in Spannung und Schwingung verſetzt. Wie Fieberſchauer rann es durch ihre Adern.

Sie ging den Flur des Seitenflügels hinunter, der weitab lag von all dem, was ein Mutterherz bewegt, wenn es dem Kinderzimmer naht. Lautlos trat ſie ein.

Ach, wenn jetzt ein froher Zuruf ſie ans Bett gerufen hätte! Wenn ungeduldige Hände ſich ihr entgegenſtreckten! Ja, ſelbſt lautes Schreien ſie willkommen hieß! — Nur Leben — nicht dieſes dämmernde Nichts!

Die Sonnenſtrahlen floſſen quer durchs Zimmer, ein goldgeſponnener Schleier, der die weißen Kiſſen mit ſeinem Glanze überhauchte. Er fiel auch auf das bleiche Kinderantlitz und ſtreute einen verſchönernden Farbenton darüber hin.

Der jungen Frau war es, als ob die Öde dieſes Raumes ins Unendliche wüchſe und die Stille darin wie eine Wogenmauer ſich zog, ſich auftürmte, bereit, über ſie hinwegzuſchlagen.

Sie zitterte vor dem Augenblick, der Stettenborn an dieſes Lager führte, und hätte ihn doch herbeiziehen mögen mit dem unverſiegbaren Hoffnungswahn des Mutterglaubens.

„Morgen,“ flüſterte ſie und küßte die blonden Haare auf der farbloſen Stirn, „morgen kommt er!“

Fünftes Kapitel.

Bei den vorbereitenden Zuſammenkünften für den Wohltätigkeitsbaſar waren einige erhebliche Meinungs-

verschiedenheiten zwischen den Müttern und Vorstandsdamen zutage getreten. Insbesondere war es Frau v. Kalau, die wie eine Löwin den Blumenstand ihrer Barbara verteidigte und sich die Beihilfe der blonden Justizratstochter bei diesem duftigen Geschäft nur mit Widerstreben aufnötigen ließ.

Alle diese aufgereizten Parteiinteressen sollten sich heute im Heim der Frau Breunicke durch fördernden Kaffeegenuß in klangvolle Harmonie wieder auflösen.

Der Justizrat, von dem die Majorin gelegentlich zu behaupten pflegte, daß nichts echt an ihm sei außer seiner goldenen Uhrkette, hatte im Laufe der Jahre ein schönes Vermögen zurückgelegt, das seine Tochter Meta zu einer recht guten Partie machte.

Breunickes Wahl war einstmals auf die weibliche Zierde eines Landstädtchens gefallen, und der gesunden Behäbigkeit seiner Gattin haftete die Kleinstadtluft trotz eheherrlichen Abschliffs immer noch in den Kleidern fest. Ein Kaffeevergnügen, wie sie es gab, mit seiner Kuchenfülle und einem halben Dutzend süßer Speisen nebst Ananasbowle, konnte für jedes kleine Nest vorbildlich genannt werden.

Ihre Wirtschaftlichkeit, der das angesammelte Vermögen nicht zum wenigsten sein Dasein verdankte, nahm den ganzen Horizont dieser überaus tätigen Hausfrau ein. Sie bot im Handumdrehen, wie jemand anderes eine Blume, Kochrezepte dar, und in ihre Seufzer über die Dienstbotennot mengte sich immer ein sanfter Drang, diese Nöte zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

Mager und feingegliedert stand ihre Tochter Meta zwischen dem geschniegelten Vater und der strammen Mutter. Ihr silberblondes Haar und ihr blutarmes, hübsches Gesicht paßten nicht recht zueinander, und

Frau Breunickes Beſtreben, ihre Tochter ſyſtematiſch zu nudeln und zu ſtopfen, übte keinen Einfluß auf dieſes Mißverhältnis.

Bärbels Rückkehr hatte die jungen Mädchen wieder zueinander geführt, und auch heute beim Beginn des Kaffeefeſtes ſaßen ſie im Nebenzimmer vergnügt und redſelig im Kreiſe der anweſenden Jugend, während die „gute Stube“ ſich mit den Würdenträgerinnen des Baſars füllte. Den Sofaplatz neben der Baronin Klüver beanſpruchte die Kommerzienrätin Mertens. Da Frau v. Klüver aber auf dieſen Ehrenſitz verzichtete, nahm ihn Frau v. Kalau mit lächelnder Selbſtverſtändlichkeit ein.

„Ich habe nun auch Ihren Herrn Sohn wiedergeſehen,“ ſagte die Majorin vertraulich, „und finde ihn über die Maßen verändert.“

„Das hoffe ich,“ erwiderte Frau Mertens, ihre ſchmalen Lippen zuſammenkneifend, und nickte der Juſtizrätin zu. „Sie ſollten uns Ihre Meta nicht ſo weit aus den Augen rücken, liebe Rätin. Ich freue mich immer, wenn ich die beſcheidene Kleine zu Geſicht bekomme.“

Die Majorin erſchrak. Sollte da eine Gefahr im Anzuge ſein?

Frau Breunicke ſchluckte lächelnd den Biſſen hinunter. Im geheimen hatte ſie ſich ja längſt dieſe glänzende Partie für ihre Tochter gewünſcht. Es kam jetzt darauf an, ſie ins rechte Licht zu ſtellen, ſie der Kommerzienrätin ſozuſagen mundgerecht zu machen. „Ja, wiſſen Sie, meine Liebſte,“ ſagte ſie mit ihrer etwas öligen Stimme, einen Seitenblick auf die gute Freundin Kalau werfend, „das Kind iſt jetzt geradezu in die Wirtſchaft vernarrt. Sie lernt mit einem Eifer Kochen —“

„Wird eine famose Frau werden!“ erklärte die Kommerzienrätin, die gegen diese Schwiegertochter nichts einzuwenden hatte.

„Ich meine doch,“ fiel Frau v. Kalau mit sanftem Nachdruck ein, „ein so junges Mädchen sollte die kurze Jugendzeit im Elternhause lieber zu angenehmeren Dingen benützen als zum Küchendienst.“

„Na, hören Sie,“ warf die Kommerzienrätin boshaft dazwischen, „diese kurze Jugendzeit kann unter Umständen lange genug dauern.“

Frau v. Klüvers Feinfühligkeit hörte die Schärfe peinlich heraus. Sie wandte sich zu der sichtlich erhitzten Majorin. „Ihren Namen, Frau v. Kalau, habe ich neulich in einem Geschichtswerk gelesen. Es muß ein uralter Adel sein. Unter Barbarossa schon, wenn ich nicht irre.“

„Jawohl,“ sagte die Majorin mit hohem Selbstgefühl, denn hierin war sie allen Breunickes und Mertens' weit überlegen, und richtete sich erfrischt auf. „Der Urahn meines Mannes, sagt eine Urkunde, hieß eigentlich Ritter von Kal. Aber in der Schlacht bei — ich habe leider den Namen nicht behalten — stieß ein feindlicher Knappe dem Ritter von Kal unversehens die Lanze so schrecklich irgendwohin in den Leib, daß er mit einem lauten Schrei vom Pferde fiel. Und zwar so laut schrie er, daß sein Gegner vor Schreck ebenfalls aus den Bügeln glitt. Der Kaiser hat darüber sehr gelacht und ihn von da an Kalau genannt.“

„Na, hören Sie,“ sagte die Kommerzienrätin mit einem Versuch, harmlos zu lächeln, „wenn einer so laut ‚au‘ schreit, ist es mit dem Heldentum aber nicht weit her. Da habe ich doch andere Begriffe von Helden und Heldentum.“

„Sie haben vielleicht gehört, daß im trojaniſchen Kriege auch der Kriegsgott Mars für einen Speerſtich mit einem Aufſchrei quittierte, als wenn zehntauſend Griechen auf einmal geſchrieen hätten," rief Frau v. Kalau mit erhobener Stimme. „Der Schrei des Ritters von Kal galt der Überraſchung, nicht dem Schmerz. Die Weſensart meines ſeligen Mannes, darf ich wohl ſagen, verbürgt die Tapferkeit der ganzen Ahnenreihe."

„Und die Wirtſchaft," fiel die Juſtizrätin ein, ihr Thema hartnäckig feſthaltend, „dabei bleibe ich bombenfeſt, iſt für ein junges Mädchen —"

„Eine Überraſchung," ſagte die Kommerzienrätin ſchonungslos, „iſt kein Grund —"

Nun ſprachen ſie alle drei gleichzeitig auf ſich ſelbſt und die Zuhörerin ein.

„Die Baſis eines ſoliden Hausſtandes iſt und bleibt die Wirtſchaft!"

„Das beſtreite ich entſchieden, daß ein wirklicher Held ſich dermaßen zimperlich benimmt. Es —"

„Es erhebt die Seele, daß auch Helden menſchlich empfinden und —"

„Und ohne eine gute Wirtſchaft geht das beſte Einkommen in die Brüche."

Inmitten dieſes Terzetts wurde die Tür geöffnet, und der Juſtizrat trat mit Arnolf Mertens ins Zimmer.

Augenblicklich nahmen alle drei Damen ihre Kaffeetaſſen zur Hand und ſchluckten die noch ausſtehenden Bemerkungen hinunter.

„Sehen Sie einmal, meine Damen, wen ich da mitbringe," ſagte Breunicke, ſich grüßend im Kreiſe bewegend. „Von der Straße weg! Wir bitten auch noch um einen Mokka."

Die Juſtizrätin, aufſtrahlend vor angenehmer Über-

raschung, nickte Frau Mertens vertraulich zu, was der Majorin abermals einen Stich versetzte.

„Kommen Sie zu mir, Herr Mertens — zwischen mich und die liebe Mutter! Nein, nein, es ist nicht zu sagen — aber ich will Sie nicht eitel machen.“

„Ach, die Eitelkeit!“ sagte der Justizrat geringschätzig und strich über sein glänzend schwarzgefärbtes Haar. „Kennen wir Männer ja gar nicht.“

„Meta!“ rief seine Gattin ins Nebenzimmer. „Meta! Kind! Komm herein! Nimm die Kanne und hole mal schnell noch heißen Kaffee aus der Küche!“

Das junge Mädchen, sich sehr ungern Bärbels Großstadtschilderungen entreißend, trat in die Tür.

„Meinetwegen bitte ich keine Umstände zu machen,“ sagte Arnolf ablehnend. „Wenn nicht Ihr Herr Gemahl —“

„Aber — aber!“ rief die Justizrätin, ihrer Tochter einen Wink gebend. „Flink! Zeige, was du kannst!“

Frau v. Kalau saß wie auf Kohlen. Ihre herrliche Barbara blieb da drinnen unsichtbar im Schatten, und diese dürftige Silberblondine stellte sich mitten in die Sonne.

„Wenn Fräulein Meta ihm selbst den Kaffee präsentiert,“ sagte die Kommerzienrätin mit anzüglicher Freundlichkeit, das Gesicht ihrer Sofanachbarin streifend, „wird er meinem Sohn noch einmal so gut schmecken.“

Eine verschämte Röte auf den Wangen, die die Majorin im Innern ein „sittenloses Erzeugnis der vollendetsten Koketterie“ nannte, trat das junge Mädchen diensteifrig auf Arnolf zu. „Bitte schön!“ sagte sie schüchtern lispelnd.

Ihm war so wenig daran gelegen, ausgezeichnet zu werden, daß er die verschiedenartig gefärbten Blicke der Interessenten ringsumher gar nicht gewahrte, als

plötzlich eine helle, klangvolle Stimme aus dem Nebenzimmer an sein Ohr drang.

„Wenn man sich das bißchen Leben nicht angenehm machen soll, dann wäre es besser, man lebte gar nicht.“

„Bravo!“ rief der Justizrat, der dem ersten Teil dieses Ausspruches weitestgehende Huldigung entgegenbrachte. „Das war ein Kernspruch.“

„Ganz wie ihr seliger Vater,“ sagte Frau v. Kalau mit aufstrahlender Wehmut und Dringlichkeit. „Bärbel — komm! Der Herr Justizrat hat dich belobt.“

Und sie kam. In ihrem tiefroten Kleide stand sie wie ein schönes Bild zwischen den Türflügeln. Ein kurzer Blick des Überraschtseins glitt aus ihren dunklen Augen über die unerwartete Gestalt des einstigen Jugendfreundes.

Arnolf Mertens fühlte die Augen seiner Mutter auch mit abgewandtem Gesicht auf sich ruhen. Aber er fühlte noch etwas anderes, was ihm Schauer der Scham und Reue durch die Adern jagte. Das ihm abgedrungene Versprechen klammerte sich wieder an ihm fest. Aber er empfand plötzlich die Kraft, es von sich abzuschütteln und als ein Mann zu handeln, der dem ersten Mißgriff nicht den zweiten als Entschuldigungsgrund folgen läßt.

Er setzte die Tasse aus der Hand und trat an die Tür, von vier Späheraugen luchsartig verfolgt. Sein Herz schlug hoch auf vor wonniger Erinnerung an den Kuß, den er auf diese schwellenden Lippen gedrückt, auf diese Lippen, die sich jetzt spöttisch kräuselten.

„So ist es mir doch endlich vergönnt, Sie wiederzusehen,“ sagte er, und die Selbstbeherrschung, die er sich angeeignet hatte im Laufe der letzten fünf Jahre, gab ihm die Fähigkeit, seine ruhige Haltung zu bewahren.

Digitized by Google

Sie hatte ſich mit übermütigem Lächeln auf die Fußſpitzen geſtellt, als ſähe ſie über ihn hinweg. Das leichte Wiegen ihres Körpers, durch dieſe ſchwankende Stellung verurſacht, verlieh ihr etwas Hinreißendes, davon ſich ſeine Seele wie im Traum befangen fühlte. Dabei huſchten ihre dunklen Augen ſpöttiſch über ſein Geſicht.

„Vergönnt iſt gut — und endlich iſt nicht ewig. Hoffentlich hat Ihr treues Gedächtnis unſer allerliebſtes Krähwinkel hier nicht ganz vergeſſen. Die Krähwinkler ſind dafür auch dankbare Leute. Wohin man kommt, der junge Herr Mertens iſt Tagesparole. Manchmal iſt man ordentlich verlegen, einer ſo außerordentlichen Perſönlichkeit benachbart zu wohnen.“

„Der Ort tut ſehr wenig zu dem, was wir Befriedigung nennen,“ ſagte er, ohne zu verraten, daß ihr Spott ihn verletzte. „Er iſt wie ein Kleid, das man an- und ausziehen kann, ohne das Innere zu ſtreifen.“

„Das wußte ich gar nicht,“ ſagte ſie mit gleichem Spott in Blick und Ton, ohne an das „gefüllte Portemonnaie“ zu denken, das ihre Mutter ihr in die Hände zu ſpielen trachtete. „Jedenfalls war ich in Berlin eine ganz andere. Wenn ich dort das Vergnügen gehabt hätte, Sie zu treffen — oder, wie Sie eben ſo ſchön ſagten, wenn es mir vergönnt geweſen wäre, Sie wiederzuſehen —“

„Fräulein Barbara —“ fiel er mit bewegter Stimme ein.

Ihre Stirn umwölkte ſich vollends. „Sie haben meinen Vornamen großartig behalten — vielleicht aber auch noch meinen Vatersnamen dazu, mit dem ich angeſprochen zu werden gewohnt bin.“

Er verneigte ſich ſchweigend.

Bevor er sich abwenden konnte, rief die Stimme der Justizrätin über alle Köpfe hinweg: „Fräulein Barbara, geben Sie uns doch unseren Ritter zurück. Sein Kaffee wird kalt. Zwar," fügte sie mit geistesgegenwärtigem Scherze hinzu, „kalter Kaffee macht schön, aber das ist in diesem Falle nicht erst nötig — ganz und gar nicht."

„Bitte sehr — gern!" sagte Bärbel, sich zierlich auf dem Absatz wendend. „Wie es im Figaro heißt: Nur vorwärts, ich bitte, Sie Muster von Schönheit!"

„Ihre Tochter hat entschieden Talent für die Bühne," bemerkte die Kommerzienrätin bissig. „Besser hätte es eben keine Soubrette machen können. — Meta hat davon keine Ader in sich, liebe Breunicke."

Die Justizrätin schauderte förmlich vor einer solchen Möglichkeit zurück. „Meine Meta! Teuerste Mertens, mein wirtschaftliches Marienblümchen!"

„Heißen die Marienblümchen nicht auch Gänseblümchen?" fragte Frau v. Kalau mit der Schärfe ihres angesammelten Grimmes und Verdrusses und im Bewußtsein einer waffenkundigen Ahnenreihe.

„Nichts Schöneres als Wiesenblumen, mögen sie heißen, wie sie wollen," durchschnitt die sanfte Stimme der Baronin diese gefährliche Plänkelei. „Immer, wenn ich mich heiter stimmen will, stelle ich mir eine blühende Wiese vor zur Frühlingszeit. Es ist der Frieden selbst, der auf diesem buntdurchstickten Grün zu ruhen scheint."

Jetzt hatte Stettenborn ihr Schreiben. Seine Antwort lag wohl schon daheim auf ihrem Schreibtisch. Es litt sie nicht länger in dieser von Eifersüchteleien verdickten Luft.

„Barbara und ich werden Sie begleiten, Frau

Baronin," ſagte die Majorin, durchblicken laſſend, daß der Adel gemeinſam jetzt das Zimmer verließ.

Kaum hatte die Tür ſich hinter ihnen geſchloſſen, als ein ſchonungsloſes Gericht über die Familie Kalau hereinbrach. „Kal — Kalau — Kalauer."

In dieſe liebenswürdigen Spitzfindigkeiten hinein ertönte plötzlich Arnolf Mertens' Stimme: „Ich glaube, Herr Juſtizrat, unſere Gegenwart iſt hier überflüſſig geworden."

„Ja, räumen wir das Feld. Rauchen wir lieber eine Zigarre drüben bei mir."

„Sehr gern."

Ohne dem zürnenden Räuſpern der Kommerzienrätin Beachtung zu ſchenken, ging Arnolf mit Breunicke aus der Tür. Er konnte es nicht ertragen, Barbaras Namen beſpöttelt zu hören.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Mondſichel ſtand am Himmel wie eine Silberſpange. Der Schnee ſpendete eine ungewiſſe Helle, die das Straßenlicht mit langen Schatten durchquerte.

Der Wagen der Baronin rollte lautlos über die weiße Decke, von Barbaras Augen verfolgt.

„Hm!" ſagte ſie ſich abwendend. „Gar nicht übel, ſo hinzukutſchieren. Das heißt, meine Füße ſind auch nicht zu verachten. — Nimm's nicht übel, Muttchen, aber dem alten Brummeiſen, der Mertens, fahre ich nächſtens ganz gehörig über den Mund."

Der Majorin tanzte immer noch die liſpelnde Silberblondine vor Augen. Nein, unter keinen Umſtänden durfte dieſe junge Pute ihrer Tochter die glänzende Zukunft wegſchnappen — und wenn ein Äußerſtes geſchehen mußte.

„Wie gefällt dir Arnolf denn jetzt?" fragte ſie, vorſichtig ein Fühlhorn ausſtreckend.

„Bißchen feinere Nummer wie damals, Muttchen, nicht mehr so mulzig. Fürs erste kommt er mir aber nicht wieder mit seinem Fräulein Barbara, das habe ich ihm gründlich gelegt.“

„Nun,“ sagte die Majorin, ihren Schreck verwindend, „vielleicht ist es ganz gut so. Ich halte ihn für stark verliebt in dich, und da ist ein Anreiz bisweilen von wohltätiger Wirkung. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich meine, daß er aus deinem Verhalten etwas wie gekränkte Zuneigung herausgelesen hat.“

„Da müßte er immer noch das alte Schaf sein,“ sagte Barbara, die den Gedanken nicht verwinden konnte, sich freiwillig zu einem Kusse erboten zu haben und dann wie Luft behandelt worden zu sein.

„Wenn er nun um deine Hand anhielte, Bärbel?“ fragte Frau v. Kalau mit schnelleren Atemzügen. „Wenn er käme?“

„Na, da laß ihn eben kommen!“ rief sie lachend und sprang ins Haus. „Wenn er kommt, dann ist er da! Vor allen Dingen muß ich jetzt einen Apfel essen. Mir ist ganz übel von dem süßen Geschlecker geworden.“

(Fortsetzung folgt.)

Ruſſiſche Kriegsinvaliden.

Von R. Zollinger.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Während des Ruſſiſch-Japaniſchen Krieges mit ſeinen überaus blutigen Schlachten machte ſich naturgemäß bald ein ſehr empfindlicher Mangel an geſchultem weiblichen Pflegeperſonal fühlbar, und es war ein ſchöner Beweis für ihren Patriotismus wie für ihre Menſchenfreundlichkeit, daß ſich ſehr viele junge Mädchen und Frauen aus den beſten Kreiſen der Petersburger Geſellſchaft bereit fanden, dieſem Mangel abzuhelfen.

An allen Krankenhäuſern wurden Kurſe für eine ſchnelle und doch zulängliche Ausbildung dieſer opferwilligen Samariterinnen eingerichtet. Diejenigen, die ſich ſtark genug fühlten, den ſchweren Strapazen des Dienſtes auf dem Kriegſchauplatz ſelbſt zu trotzen, reiſten nach beſtandener Prüfung in die Mandſchurei ab, wo dann freilich gar manche ihren Heldenmut mit Leben oder Geſundheit zu bezahlen hatten; die übrigen nahmen als Schweſtern vom Roten Kreuz in den heimiſchen Spitälern die Stellen der älteren und erfahreneren Berufspflegerinnen ein, die dadurch für die Tätigkeit auf dem Kriegſchauplatz frei wurden.

Es erſcheint begreiflich, daß dieſe lediglich durch einen warmen Impuls ihres Herzens dem Pflegerinnenberuf zugeführten jungen Damen vielfach einen Eifer

und eine Anteilnahme für ihre Patienten an den Tag legten, die man in solchem Maße von der Mehrzahl der erwerbsmäßigen Krankenwärterinnen nicht erwarten und verlangen darf. Ihre bevorzugte soziale

Die Hofdame Maria Nikolajewna Illyne in ihrem Heim.

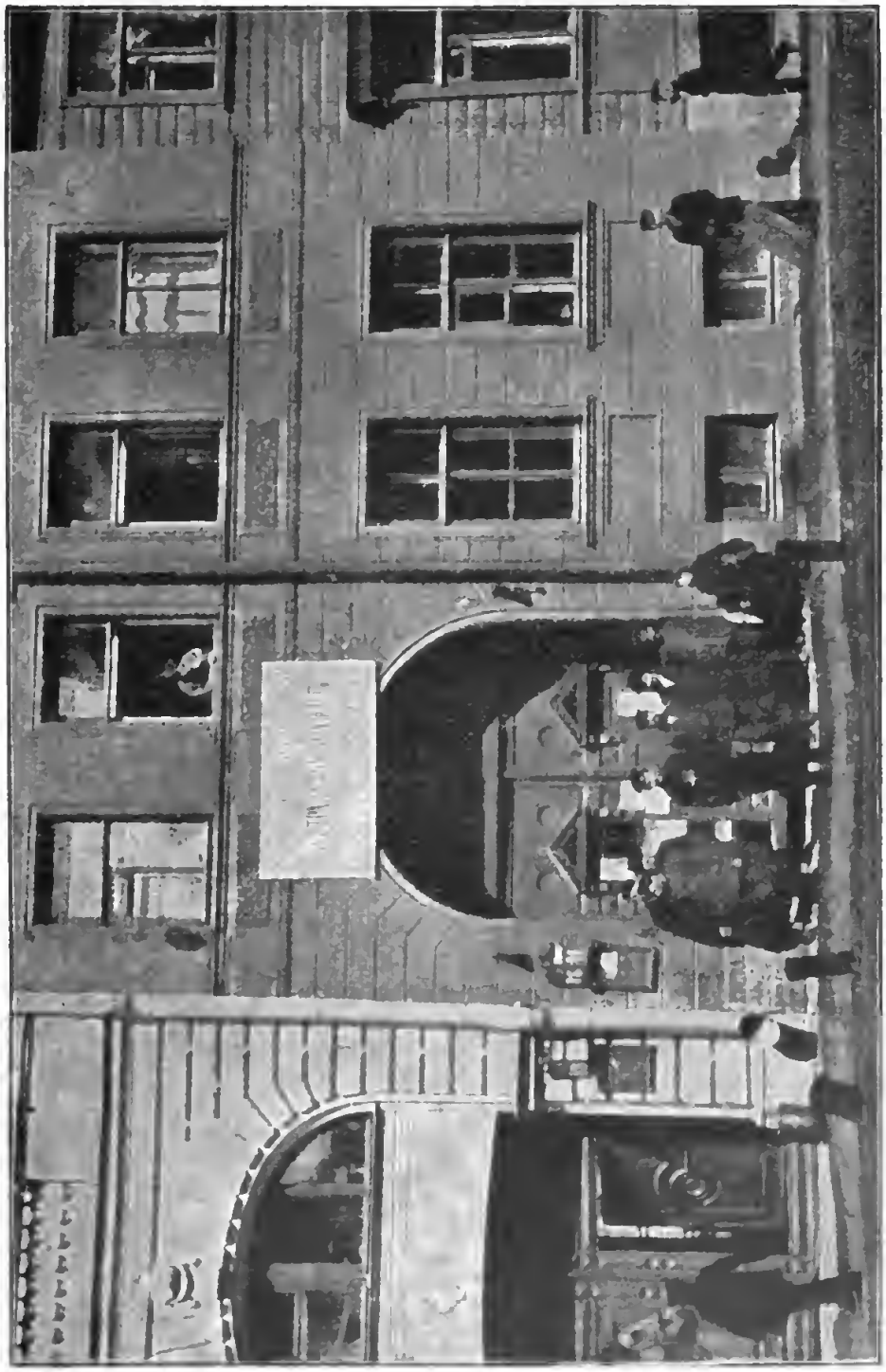
Stellung und ihre vielfach bis in die höchsten Kreise reichenden Verbindungen setzten sie ja auch in den Stand, über den eigentlichen Samariterdienst hinaus im Interesse ihrer Pfleglinge zu wirken, und das gute Beispiel, mit dem die Kaiserin selbst durch ihr in

Zarskoje Selo eingerichtetes Hoſpital für verwundete und kranke Soldaten voranging, forderte eindringlich zur Nacheiferung auf.

Die mannigfachen Klagen und Kümmerniſſe der

Maria Illyne als Schweſter vom Roten Kreuz.

zu ihrer weiteren Behandlung vom Kriegſchauplatz heimbeförderten Bleſſierten brachten ihren freiwilligen Helferinnen aber bald zum Bewußtſein, daß mit der Sorge um ihre Wiederherſtellung noch nicht alle Pflichten des Vaterlandes gegen ſeine tapferen Verteidiger erfüllt waren. Vor allem nicht gegen die, denen



Das Heim der Hilfsgesellschaft.

in gesundheitlicher oder wirtschaftlicher Beziehung ein dauernder Nachteil aus ihrer Verwundung entstanden war. Wohl zahlt auch Rußland seinen invalid

gewordenen Kriegern selbstverständlich eine Pension, die sie vor der bittersten Not des Lebens schützen soll; aber dieser Ehrensold ist leider in sehr vielen Fällen ein vollkommen unzureichender Ersatz für die beschränkte oder ganz verlorene Erwerbsfähigkeit. Namentlich die verheirateten und mit der Verantwortung für eine unversorgte Nachkommenschaft belasteten Invaliden befanden sich nach ihrer Entlassung aus dem Hospital und dem Heere oft in der allertraurigsten Lage. Sie trafen ihre vom Staate kümmerlich oder gar nicht unterstützten Familien in den dürftigsten Verhältnissen an und wurden der Verzweiflung nahe gebracht durch die Erkenntnis der Unmöglichkeit, sich und ihnen aus diesem unverschuldeten Elend wieder herauszuhelfen.

Da lag es für solche Bedauernswerten denn sehr nahe, daß sie sich in ihrer Not zuerst an die freundlichen Pflegerinnen wandten, von denen sie während ihres Aufenthalts im Krankenhause so viel Anteilnahme erfahren hatten, und die stetig wachsende Zahl der oft geradezu erschütternden Schilderungen von Not und Jammer mußte die in Anspruch Genommenen bald einsehen lehren, daß hier nur eine methodisch organisierte und durchgeführte Hilfeleistung wirklichen Nutzen stiften konnte.

Das Verdienst, den Gedanken einer solchen Organisation zur Tat gemacht zu haben, gebührt in erster Linie einer ebenso tatkräftigen wie warmherzigen jungen Dame der vornehmen Petersburger Gesellschaft, dem Fräulein Maria Nikolajewna Illyne, einer Ehrendame der Kaiserin, die sich beim Ausbruch des Krieges als eine der ersten zur Schwester vom Roten Kreuz hatte ausbilden lassen. Ihre Unermüdlichkeit und Hingabe an den neuen, schweren Beruf führten

Im Auskunfts- und Beratungsbureau.

bald zu ihrer Bestellung als Oberin an dem großen Nikolaus-Krankenhause, und im Verein mit den Ärzten dieses Hospitals sowie mit anderen, meist eben-

falls der Aristokratie angehörigen Schwestern schuf sie noch vor Beendigung des Feldzuges die Hilfsgesellschaft für Kriegsinvaliden, deren Tätigkeit sich zwar nach dem Maße der zu erlangenden Geldmittel naturgemäß nur in beschränkten Grenzen bewegen konnte, die aber

Ein Schlafzimmer der Zufluchtstätte.

nichtsdestoweniger schon für sehr viele arme Soldaten zu einer Quelle des Segens geworden ist.

Die Bestrebungen der Gesellschaft, an deren Spitze Fräulein Illyne noch heute steht, sind vor allem darauf gerichtet, eine Zufluchtstätte zu schaffen, an die sich der Invalide mit jedem auf seine wirtschaftliche Lage

bezüglichen Anliegen wenden kann, wie immer es geartet ſein mag. Ein Hauptgewicht wird deshalb auf die Auskunftſtelle gelegt, die an vier Tagen der Woche jedem Hilfeſuchenden ihre Dienſte zur Verfügung ſtellt. Hier erfährt der Ratloſe, wohin er ſich wegen Er-

In der Tiſchlerwerkſtatt.

langung oder Erhöhung ſeiner Penſion oder wegen der Beſchleunigung ihrer Auszahlung zu wenden hat. Hier werden Bittgeſuche für ihn aufgeſetzt; hier werden Arbeitſtellen nachgewieſen, Zeugniſſe abgeſchrieben, Empfehlungen beſchafft, fehlende Papiere beſorgt und mit Rat und Tat hundert andere Beihilfen gewährt,

um die ſich der ungewandte und unerfahrene Mann aus dem Volke anderswo wahrſcheinlich vergebens bemühen würde.

Schon der Nutzen dieſer Auskunft- und Beratungſtelle iſt bis jetzt ein ganz außerordentlicher geweſen;

Erwachſene Schuhmacherlehrlinge.

aber man kann ſich denken, daß die Hilfsgeſellſchaft ihre Wirkſamkeit nicht auf ſie beſchränkt. Sie hat aus freiwilligen Beiträgen die Mittel zur Mietung eines Hauſes aufgebracht, das achtzig Männern Aufnahme gewähren kann, und in dem ſie ſo lange beherbergt und verpflegt werden, bis man ihnen die Möglichkeit ver-

ſchafft hat, ſich wieder ſelbſt zu erhalten. Diejenigen Hilfsbedürftigen, denen man wegen Überfüllung der Zufluchtſtätte Aufnahme zurzeit nicht gewähren kann, erhalten bis zum Eintritt dieſer Möglichkeit oder bis zu ihrer anderweiten Unterbringung eine tägliche Unter-

Unterricht in der Bedienung des Telegraphen.

ſtützung von zwanzig bis dreißig Kopeken, ſo daß ſie wenigſtens vor Obdachloſigkeit und Hunger geſchützt ſind. Kranke, die noch der Pflege bedürfen, werden nicht aufgenommen, aber es wird für ihre Einweiſung in ein Hoſpital Sorge getragen. Bevorzugt werden ehemalige Krieger, die durch ihre Verwundung zu Krüppeln ge-

worden sind und infolgedessen dem erlernten Beruf oder ihrer früheren Feld- oder Fabrikarbeit nicht mehr nachgehen können.

Die Hilfsgesellschaft betrachtet es nämlich als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, auch dem Krüppel neue Erwerbsmöglichkeiten zu vermitteln, die ihn in seiner Lebensführung nicht mehr ausschließlich von der kargen Pension und den Almosen mildtätiger Menschen abhängig machen. Diesem wahrhaft humanen Zweck dienen die in der Zufluchtstätte eingerichteten Lehrwerkstätten, die man vielleicht als die segensreichste aller von Fräulein Illyne geschaffenen Institutionen ansehen kann. Es läßt sich ohne Übertreibung behaupten, daß hier für jeden, der des Gebrauchs seiner Glieder noch nicht vollständig beraubt ist, eine Beschäftigung ausfindig gemacht wird, deren Ausübung ihm draußen im Leben einen bescheidenen Broterwerb sichert. Neben den Lehrwerkstätten für Tischler, Schneider, Schuhmacher usw. gibt es besondere Unterrichtskurse auch für solche, denen ihres körperlichen Zustandes wegen alle diese Verrichtungen zu schwer sind.

So hat man einen Mann, der beide Beine und Hände verloren hatte, gelehrt, mit Hilfe eines an dem Armstumpf befestigten Federhalters rasch und fließend zu schreiben, und man hat dem Ärmsten, der sich als ein halbverhungerter Bettler an die Gesellschaft gewendet, nach Erlangung dieser Fertigkeit die seinen sonstigen Fähigkeiten entsprechende Stellung eines Lehrers verschaffen können. Einige andere beinlose Krüppel hat man in der Bedienung des Telegraphenapparats unterrichtet, so daß sie sogar vom Staate beschäftigt werden konnten, und die erfinderische Leiterin der Zufluchtstätte, in der sich die Leute durchweg sehr

Digitized by Google

Nach getaner Arbeit.

wohl fühlen, ist nur selten in wirklicher Verlegenheit um die geeignete Arbeitsart für einen ihrer Schützlinge.

Wenn sie auch von ihren Helfern und Helferinnen

auf das hingebendſte unterſtützt wird, iſt Fräulein Illyne doch im eigentlichſten Sinne des Wortes die Seele und die treibende Kraft ihrer ſchönen Schöpfung geblieben. Als die Reichsduma vor einiger Zeit eine Reform der in der Tat ſehr beſſerungsbedürftigen geſetzlichen Beſtimmungen für die Penſionierung der Kriegsinvaliden beſchloß, wurde auch Maria Illyne in die vom Miniſterium des Innern zur Beratung der Materie eingeſetzte Kommiſſion berufen.

Die Hilfsgeſellſchaft war von der Regierung erſucht worden, ihren „beſten Mann“ in dieſe Kommiſſion abzuordnen. Sie wußte keinen beſſeren zu nennen als die ehemalige Hofdame der Kaiſerin.

Flieger.

Eine Sportgeſchichte von Johannes Otto.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt müſſen ſie bald kommen!“

„Ja, die erſten müſſen ſicher bald hier ſein.“

„Na, 'n Weilchen kann's immer noch dauern.“

„Still!“

„Was haſt du denn?“

„Ich meinte, ich hörte einen Motor. Aber ich hab' mich geirrt.“

„Das kommt mir auch ſo vor.“

„Aber jetzt!“

„Ja, wahrhaftig.“

„Zu ſehen iſt noch nichts. Hier haſt du das Glas. Sieh mal durch! Kannſt du was entdecken?“

„Nein, gar nichts.“

„Laß mich noch mal ſehen!“

„Da kommt einer.“

„Wo?“

„Da ganz hinten, gerade über dem Turm der Einſegnungskapelle.“

„Ja, wahrhaftig.“

„Es ſcheint ein Eindecker zu ſein.“

„Das kann ich ſelbſt durchs Glas noch nicht recht ſehen. Aber er kommt wahnſinnig ſchnell näher. Ja,

es ist ein Eindecker. Und wenn mich nicht alles täuscht, einer von den neuen Sturmapparaten."

„Kann ich das Glas noch mal haben? Deines ist schärfer. — Danke schön. Ja, Tatsache — ein Sturmapparat!"

„Verzeihen Sie, können Sie die Nummer schon lesen?"

„Es scheint ‚19' zu sein."

„Danke sehr."

„Nein, nein, ich habe mich getäuscht. Es ist ‚16'."

„So. Danke schön."

„Sieh, bitte, doch mal im Katalog nach!"

„16 — Sturmeindecker — Flieger Burkhard Elm."

„Donnerwetter! Das ist doch der Neunzehnjährige! Hat ja glänzende Leistung vollbracht. Er war doch als letzter abgefahren — nicht? Stand doch im Telegramm. Und kommt nun als erster an! Soll wahnsinnig waghalsig sein."

Donnernde Hochrufe begrüßten den jungen Flieger, der jetzt noch die Runde um den großen Flugplatz machte.

„Paß auf, jetzt kommt sein berühmter tollkühner Gleitflug!"

Der Motor hörte auf. Alles verharrte in atembeklemmender Verwunderung.

Ein furchtbarer Aufschrei wie aus einem Munde — der Apparat lag als ein wüster Trümmerhaufen auf dem Flugplatz.

„Das ist ja entsetzlich!"

„Es bewegt sich was unter den Trümmern!"

„Das ist der Passagier!"

„Kommt denn die Sanitätskolonne noch nicht? — Ah, da ist sie ja schon! — Gib, bitte, mal dein Glas!"

„Er scheint ganz leblos."

„Mein Gott, sollte wirklich —“

„Sie tragen ihn fort.“

„Der Passagier scheint mit ziemlich heiler Haut davongekommen zu sein.“

„Wie kannst du jetzt an etwas anderes denken als an Elm!“

Die ganze Menge war so von Teilnahme erfüllt, daß die anderen Flieger, die jetzt ankamen, kaum beachtet wurden. Nach einer Viertelstunde hörte man das Klingeln des Sanitätswagens, der angerast kam und dann langsam wieder abfuhr.

Bald darauf wurde ausgerufen: „Flieger Elm bei der Landung gestürzt, erlitt Schädelbruch — lebensgefährlich. Passagier kam mit Armbruch davon.“

Dann folgten die Namen der anderen Flieger und die Reihenfolge, in der sie angekommen waren.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ungefähr drei Monate später. Der Hörsaal der chirurgischen Klinik war bis auf den letzten Platz besetzt. Die Demonstrationen waren gerade zu Ende, und es sollte gleich mit den Operationen begonnen werden. Exzellenz Doktor v. Gernheim sprach noch über den letzten Fall, während er sich die Hände wusch. Dann ging er zur Vorbesprechung der Operation über.

„Ich bin in der glücklichen Lage, meine Herren, Ihnen heute eine Gehirnoperation vorführen zu können. Es handelt sich zwar um einen Privatkranken von mir, aber ich habe mich trotzdem entschlossen, ihn hier in der Vorlesung zu operieren, weil ich Ihnen in diesem Semester noch keine Gehirnoperation zeigen konnte. Ich möchte Sie aber bitten, so still wie möglich zu sitzen und Husten und so weiter nach Möglichkeit zu unterlassen. Sie wissen, jede geringste Bewegung wirbelt Staub auf, und wir wollen doch unsere Operationen

ſo aſeptiſch wie möglich machen. Sollten einige Herren nicht Zeit haben, die anderthalb Stunden, die die Operation dauern wird, hier zu bleiben, ſo möchte ich Sie bitten, jetzt ſchon zu gehen. Ebenſo erkältete Herren.“

Einige Herren ſtanden auf und gingen.

„Alſo, meine Herren, es handelt ſich um den Flieger Elm, der ſich, wie Sie wohl wiſſen, bei ſeinem Sturz eine traumatiſche Fraktur des linken Schädeldaches zuzog. Patient war in meiner Klinik untergebracht. Die Heilung verlief normal, wie es bei einem ſo jungen Menſchen — Patient iſt erſt neunzehn Jahre alt — zu erwarten war. Jedoch traten bald die erſten Anfälle Jackſonſcher Epilepſie auf. Sie wiſſen, epileptiſche Erſcheinungen ſind nach Schädelfrakturen nicht ſelten. Das Ungewöhnliche iſt nur in dieſem Fall, daß ſie ſo früh auftraten. Wir werden jetzt den Schädel wieder öffnen und die ſchadhaften Stellen herausnehmen. Ich hoffe, daß dann die epileptiſchen Anfälle verſchwinden werden und wir den vielverſprechenden jungen Flieger ſeinem Berufe zurückgeben können.“

Inzwiſchen hatten ihm ein Wärter und eine Schweſter eine Schürze vorgebunden, eine Gazekappe aufgeſetzt, die hinten noch ein Gazeſtück in Form des Leders bei Feuerwehrhelmen aufwies, jetzt reichte ihm eine Wärterin auf einem Porzellanteller die ganz dünnen Gummihandſchuhe. Auf einen Wink hob eine andere die Tücher von den fahrbaren Tiſchen mit den Inſtrumenten.

Profeſſor v. Gernheim nickte: es war alles da. Dann ſtieg er in die großen Gummiſchuhe, während drei Wärter viele Schalen voll Sublimatlöſung über den Fußboden goſſen. Man hörte aus dem Vorbereitungszimmer das dumpfe Brüllen des Patienten, das erſte Zeichen beginnender tiefer Narkoſe. Dann wurde es ſtill.

Die Tür des Vorbereitungszimmers, die man vorher in der weißen Wand gar nicht gesehen hatte, wurde einen Spalt weit geöffnet. Einer der Assistenten kam und meldete, daß alles bereit sei. Noch ein Blick nach den Instrumenten, dann gab Gernheim ein Zeichen. Geräuschlos öffneten sich die beiden großen Türflügel, und umgeben von einer Schar von Assistenten, alle gekleidet wie der Operateur, wurde der Patient hereingefahren. Man sah von ihm nichts weiter als den glattrasierten, mit Jod eingepinselten Schädel; alles andere war durch große weiße Tücher verdeckt. Der erste Assistent leitete selbst die Narkose; er hatte den Stiel eines Fühlers in der Hand, der ihn über den Herzschlag unterrichtete. Jetzt wurden auch noch über den Schädel Tücher gebreitet und mit Scheren festgeklemmt, so daß nur eine handflächengroße Stelle auf der linken Seite frei blieb.

„Es handelt sich zunächst um möglichst vollständige Absperrung des Blutes von der Operationsstelle," nahm der Professor wieder das Wort. „Man arbeitete früher mit Arterienklammern, jetzt benützt man solche Instrumente." Er zeigte spangenartige, der Krümmung des Schädels angepaßte Instrumente, die er rings um die Operationsstelle anbrachte. „Ich lasse eines herumgehen."

Einer der Assistenten reichte eine auf die unterste Bank.

Dann begann die eigentliche Operation.

„Zuerst machen wir den Hautschnitt, klappen die Hautschichten zurück, entfernen dann die Galea aponeurotica und gelangen so auf die Knochenhaut. Wir lassen sie auf dem Knochen sitzen, um ein späteres gutes Verheilen zu ermöglichen. — Bitte, Meißel und Hammer, Schwester!"

Eine Schweſter, die das Haar mit Gazetüchern bedeckt hatte und Gummihandſchuhe trug, reichte dem Operateur die gewünſchten Inſtrumente.

Er ſetzte an. Da war wohl keiner im ganzen Hörſaal, dem das Geräuſch der vorſichtigen, dumpfen Schläge nicht durch Mark und Bein gegangen wäre; von dem Krachen der losgebrochenen Knochenſplitter, die ſorgfältig aufgehoben wurden, ganz zu ſchweigen.

„Ich bin hier jetzt an einer Stelle bis auf die harte Hirnhaut vorgedrungen und kann nun von hier aus weiterarbeiten.“

Auf einen Wink Gernheims wurde ein kleiner Elektromotor herangefahren, der mit einer Maſchine in Verbindung ſtand, wie ſie die Zahnärzte zum Plombieren benützen. Dieſelbe Schweſter, die ihm vorhin Meißel und Hammer gereicht hatte, ſchraubte an der Spitze des Apparates ein kleines Inſtrument ein und reichte dem Operateur dann das bewegliche Ende des Apparates.

„Ich habe hier vorn eine Art Bohrer, der ſeitlich wirkt wie eine Säge. Vorne iſt ein platter Knopf, der eine Verletzung des Gehirns verhüten ſoll. Ich ſetze den Apparat hier an den Kanten des Loches an und — bitte anſtellen! — ſäge ſo eine Knochenplatte heraus ſo groß, wie nötig iſt, um ungehindert an der kranken Stelle des Gehirns arbeiten zu können.“

Der Apparat ſummte und brummte. Jetzt begann er den Knochen zu ſägen. Dieſes Geräuſch war noch unheimlicher. Man ſah an den Bewegungen des Operateurs, daß es einer bedeutenden Kraftanſtrengung bedurfte, das Inſtrument durch die überaus feſten Knochen des Schädeldaches zu führen. Das Inſtrument glitt nach außen ab. „Halt!“ Das Summen verſtummte. Er ſetzte wieder an. „Los!“ Und wieder

hörte man das unheimliche Geräusch des gesägten Knochens. „Halt! — Sie sehen, meine Herren, ich lasse etwa einen Fingerbreit an einem Kreis fehlen, und hier brechen wir den Knochen los.“

Ein Ruck seiner geschickten Hände, der Knochen hing an dem Stückchen unverletzt gebliebener Knochenhaut. Er wurde zur Seite geklappt und mit einer Schere an einem der Tücher festgeklemmt, die die Operationsstelle umgaben.

„Hier sehen Sie jetzt direkt auf die Dura mater. Wir lösen diese auch ab, klappen sie zur Seite, und jetzt“ — er tupfte mit einem Wattebausch die Blutmengen, die sich angesammelt hatten, ab — „sehen Sie direkt aufs Gehirn.“

Alle Hälse reckten sich.

„Meistens pflegt man die vorbereitende Operation einen bis zwei Tage vorher zu machen und dann unter Lokalanästhesie der Kopfhaut die eigentliche Gehirnoperation. Denn Sie können einem Patienten bei vollem Bewußtsein im Großhirn so viel herumschneiden, wie Sie wollen, ohne daß er das geringste merkt. Es fehlen hier alle sensiblen Nervenfasern. Man trennt die Operationen gewöhnlich, weil, wie Sie sich denken können, die Hände des Operateurs nach der groben Arbeit der Schädeltrepanation zu den ganz feinen Schnitten im Gehirn nicht gerade sehr geeignet sind. In unserem Fall aber handelt es sich um Entfernung größerer Krankheitsherde, so daß ich mit gutem Gewissen gleich an die eigentliche Gehirnoperation gehen kann.“

Mehrere Wärter gossen wieder Sublimatlösung aus. Gernheim wechselte Schürze und Handschuhe.

„Die näher sitzenden Herren werden schon am Aussehen die erkrankten Stellen erkennen können. Der

Sicherheit halber wollen wir aber noch abzählen. — Wo ist die Nase?“

Ein Assistent fühlte durch die Tücher und zeigte dann: „Erste, zweite, dritte Stirnwindung!“

„Sie sehen, wir hatten uns nicht getäuscht. Wattebausch, Arterienklemme!“

Die Schwester reichte ihm das Gewünschte.

„Katzendarm!“

Die Arterie, die angeschnitten war und starke Blutung verursacht hatte, war unterbunden.

Er arbeitete weiter. „Wo ist die Nase?“

Plötzlich brach der Patient in brüllendes Geschrei aus. Der Professor blickte auf und sah seinen ersten Assistenten an. „Die Narkose in Ordnung?“

„Jawohl, Exzellenz.“

„Es ist nichts, meine Herren, die Narkose ist in Ordnung. Bitte, Oberschenkel vorbereiten!“

Einige Assistenten machten sich am Oberschenkel des Patienten zu schaffen.

„Noch eine Arterienklemme! Bitte, Katzendarm! — Wattebausch, bitte! So! — Die Blutung ist vollständig gestillt, wir nehmen jetzt aus dem Oberschenkel etwas Bindegewebe heraus, um die entstandene Lücke auszufüllen. — Bitte, Platz!“

Die Assistenten wichen zurück. Gernheim tat, wie er gesagt hatte, und setzte dann das dem Oberschenkel entnommene Stück Bindegewebe in das Gehirn ein.

„Wattebausch, bitte! — Nadeln, Schwester!“

Er tupfte die letzten Blutspuren hinweg.

„Die Gehirnoperation ist beendet, wir können den Schädel wieder schließen. Zuerst die Dura mater.“ Er legte mehrere Nadeln in die harte Gehirnhaut. „Um den Knochen gut wieder einfügen zu können, müssen wir seine Ränder etwas einsägen.“

Die Schweſter reichte ihm eine Säge.

„So, jetzt paßt er genau in die Lücke. — Stifte und Hammer!“

Er trieb einige winzige ſilberne Nägel in den Knochen.

„Jetzt brauchen wir nur noch die Galea aponeurotica und die äußere Kopfhaut — Nadeln, bitte! — wieder zu vernähen, und die Operation iſt beendet. Ich hoffe, ſie wird den gewünſchten Erfolg haben.“

Mit einer ſtummen Verbeugung verließ Gernheim den Saal, gefolgt von der Bewunderung der Studenten, die ihrer Verehrung für ihn keinen Ausdruck geben durften, denn getrampelt wird im Operationsſaal nicht, namentlich nicht während einer Operation.

Einer der Aſſiſtenten legte noch die letzten Nadeln in die Kopfhaut, dann wurde der Patient hinausgefahren.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Elm erwachte, befand er ſich in einem geräumigen Zimmer, das er wegen Platzmangels in der Klinik mit noch zwei Herren teilen mußte. Er litt aber noch zu ſehr unter den Folgen der ſchweren Narkoſe, als daß er ſich um ſeine Zimmergenoſſen gekümmert hätte.

Erſt als er ſich nach einigen Tagen wohler fühlte, machte er ihre Bekanntſchaft.

Der eine war, wie ſich herausſtellte, auch Flieger, ein Oberleutnant Sanden, der am Tage, an dem Elm operiert worden war, bei einem Flug abgeſtürzt, aber mit einem Oberſchenkelbruch davongekommen war. Der dritte, von den beiden durch einen breiteren Raum getrennt, war Student, Altphilologe, der, wie er ſelbſt erzählte, eigentlich in die mediziniſche Klinik gehörte, aber wegen eines Umbaues in der chirurgiſchen

untergebracht worden war. Auf der Tafel über dem Kopfende seines Bettes stand außer seinem Namen: Löbel, noch: täglich $^1/_2$ Liter Sahne.

Daraus und aus seinem Aussehen entnahm Burkhard Elm mit Recht, daß es sich um einen Schwindsüchtigen handle.

Mit Sanden freundete er sich bald an. Das gemeinsame Hoffen, ihrem Berufe, den sie beide für nichts hergegeben hätten, bald wieder nachzukommen, verband sie, und sie bauten gemeinsam Luftschlösser, was sie noch alles tun und wie sehr sie die Welt in Erstaunen setzen wollten. Hinzu kam noch, daß Elm an Sanden die Erfahrung des Älteren und Sanden an Elm die knabenhafte Frische verehrte.

Der dritte, Löbel, war sehr still, und auch die beiden Flieger hielten manchmal, durch ein Aufseufzen vom Fenster her unterbrochen, inne mit Plänen und Luftschlössern. Sie versetzten sich unwillkürlich in die Lage jenes Unglücklichen, der sie von Plänen und Leben reden hörte, während für ihn die Zukunft gleichbedeutend sein mußte mit Hinsiechen, im besten Falle mit baldigem Tod. Aber wahrscheinlich empfanden sie es viel mehr als der Schwindsüchtige selbst. — — —

Vierzehn Tage ungefähr lagen die drei nun schon in demselben Zimmer. Die beiden Flieger einander immer näher kommend, der dritte immer einsamer in der Nähe des Fensters.

Es war Löbel in der letzten Zeit schlechter gegangen; die Ärzte gingen mit immer sorgenvollerem Gesicht von seinem Bett.

Mitten in der Nacht wurden die Flieger plötzlich durch furchtbares Stöhnen geweckt. Beide fuhren entsetzt in die Höhe. Starr blieben sie so sitzen, denn ihnen gegenüber saß Löbel aufgerichtet in seinem Bett,

Digitized by Google

das Geſicht von einem ſchmalen Mondſtrahl, der durch die Vorhänge fiel, beleuchtet, noch weißer als ſonſt, mit großen, unendlich großen Augen, und immer wieder jenes grenzenlos qualvolle Stöhnen, jene im unmenſchlichen Schmerz verzogenen Züge.

„Gott, Gott! ... Mein Vater ... Vater, was willſt du, was weinſt du, Vater? ... Auch du, Mutter? ... Ich kann dich nicht weinen ſehen! ... Ich lebe ja noch! ... Was weint ihr um mich? ... Trauert doch um mich, wenn ich tot bin! ... Muß ich das denn ſehen? Gott, das iſt unmenſchlich! Das kann ich nicht ertragen!“

Ein markerſchütternder, verhaltener Schrei.

„Irma! Steh auf, was gräbſt du deine Hände in die Erde! ... Da bin ich nicht! ... Ich lebe ja! ... Vater, Mutter, Irma, habt doch Erbarmen! Laßt doch das Klagen, quält mich nicht ſo furchtbar! ... Oh, daß ich euren Schmerz ſehen muß! ... Begreift ihr denn nicht, daß das zehnfacher Tod iſt? ... Wenn ihr mich liebt, ſo geht! ... Sie gehen nicht! ... Mutter, ich lebe! Dein Sohn lebt! Es iſt nichts zu klagen! ... Ja, er lebt, ſchüttle nicht mit dem Kopf! ... Sie glaubt mir nicht! ... Irma! Geliebte! ... Du haſt mich geliebt, ich dich! Verſtehe du doch, daß ich lebe, daß ich nicht in dem Grab liege, auf dem du knieſt! ... Sie ſieht nicht auf! ... Auch ſie ſchüttelt den Kopf! ... Niemand glaubt, daß ... ich ... lebe ...“

Er fiel in die Kiſſen zurück. Die beiden hörten nur noch ſein Stöhnen. Elm und Sanden zitterten am ganzen Leibe. Wie gebannt hatten ſie an ſeinen Lippen gehangen.

Endlich gewann Sanden ſo viel Energie wieder, daß er klingelte. Ein Wärter kam, gleich darauf ein

Arzt. Das Licht flammte auf. Elm wies mit der Hand nach Löbels Bett — der Arzt eilte hin. Er unterſuchte, dann winkte er dem Wärter. Der eilte fort, kam gleich darauf mit einem zweiten Wärter zurück, dann wurden Sanden und Elm raſch hinausgetragen und für den Reſt der Nacht in einem der Badezimmer untergebracht.

An Schlafen war für ſie in dieſer Nacht natürlich nicht mehr zu denken.

Am nächſten Morgen hörten ſie, daß Löbel geſtorben ſei.

— — — — — — — — — — — — — —

Burkhard Elm und Leutnant Sanden ſaßen in einem Café in der Nähe des Flugplatzes. Sanden hatte an dem Tage ſeinen erſten Flug ſeit ſeiner Krankheit gemacht. Elm hatte heute nur zugeſehen und war froh, daß er vom Arzt die Erlaubnis bekommen hatte, in den nächſten Tagen als Paſſagier mit Sanden zu fahren. Er freute ſich ſehr auf den Flug. Selbſt ſeinen Apparat zu ſteuern, konnte er noch nicht wagen, denn die Glieder der rechten Seite ſtanden ihm noch nicht völlig wieder zu Gebote. Doch war Ausſicht, daß er in abſehbarer Zeit, etwa im nächſten Sommer, wieder ſelbſt würde lenken können.

„Wann wirſt du mich denn nun mitnehmen, Oskar?“ fragte Elm. Er und Sanden duzten ſich. Die lange Zeit in der Klinik und der gleiche Beruf hatten Freunde aus ihnen gemacht.

„Wie denkſt du über Donnerstag? Heute iſt Dienstag, das wäre alſo übermorgen. Ja, übermorgen werde ich fliegen. Das Wetter ſcheint ſich zu halten. Wenn du mit willſt, würde ich mich freuen. Ich will einen ganz kleinen Überlandflug machen. Der heutige war zu groß. Ich bin ſeit einiger Zeit ſo ſeltſam nervös!“

„Du auch?“ Burkhard Elm blickte Sanden entſetzt an.

„Nun ja,“ ſuchte Sanden auszuweichen.

„Seit wann biſt du es, Oskar?“

Sanden ſchwieg. Er nagte an ſeiner Unterlippe.

„Dann will ich es dir ſagen. Du biſt es ſeit dem Tode des Studenten, mit dem wir zuſammen lagen.“

„Woher weißt du das? Ich habe mich doch dir gegenüber nie gehen laſſen.“

„Weil ich es auch bin.“

„Du haſt recht. Seit Löbels Tod bin ich ein ganz anderer.“

„Oskar!“

„Um Gottes willen, Burkhard, was haſt du denn? Sieh mich doch nicht ſo an!“

„Oskar, mir kam eben ein furchtbarer Gedanke. Nein, ich will ihn dir nicht ſagen. Es iſt gerade genug, wenn er mich quält ... Wenn das wäre ... dann lieber gleich ſterben! — Nein — nein, nicht ſterben! Nur nicht ſterben! — Ich muß dir meinen Gedanken aber doch ſagen, Oskar. Ich merke, es könnte mich ſonſt noch wahnſinnig machen.“

„Sag ihn mir, Burkhard, vielleicht kann ich dich beruhigen.“

„Ich dachte, ob wohl das Geſicht, das Löbel beim Sterben hatte, uns, die wir dabei waren, auch beim Sterben käme.“

„Aber Oskar, wie kannſt du nur ſo etwas denken!“

„Viſionen von Sterbenden ſollen große Macht beſitzen.“

„Wie kämen wir dazu! Die Viſion war doch ſein, nicht unſer! Daß ſie uns furchtbar erregte, iſt doch ganz ſelbſtverſtändlich. So einer Sache gegenüber verliert ſelbſt der nüchternſte Mann ſeine Ruhe für einige Zeit. Gewiß! Ich muß auch ſehr häufig daran denken. Es war eben eines der Ereigniſſe in unſer beider Leben,

die einen außerordentlich tiefen Eindruck auf uns gemacht haben. Etwa wie unser erster Flug. An den denke ich auch sehr oft.“

„Ich auch.“

„Na, siehst du! — Was für ein Glück, daß du mir deinen Gedanken gesagt hast! Ich glaube, du hättest dich ganz furchtbar damit gequält. Hast es womöglich schon getan?“

„Nein, es kam mir eben erst.“

„Desto besser. — Nein, wie man sich nur so etwas ausdenken kann! Sterben ist doch eine ganz natürliche Sache, und Phantasieren — denn weiter ist doch das nichts, was du als ‚Vision‘ bezeichnetest — pflegt sich doch sehr häufig in den letzten Stunden einzustellen. Der arme Kerl hat gewiß furchtbar leiden müssen. Es muß entsetzlich sein, alle, die einen geliebt haben, an seinem Grabe um einen trauern zu sehen. Er hat mir sehr leid getan, und — wie gesagt — ich muß auch noch häufig daran denken. Aber so etwas wäre mir doch nie eingefallen. — Sag mal, wie denkst du dir das eigentlich? Im Augenblick des Sterbens hat man doch genug mit sich und seinem Leben zu tun, als daß das Phantasieren eines anderen Einfluß auf einen haben könnte. Man ist vielleicht nie mehr man selbst, als gerade im Augenblick des Sterbens, wie sollte einen da etwas Fremdes quälen? Nein, Burkhard, die Sorgen kannst du dir ganz und gar aus dem Kopf schlagen. — Na also, nun siehst du ja auch schon wieder ganz menschlich aus. Bist du nun beruhigt?“

„Ja gewiß, Oskar. Aber —“

„Gar kein Aber! Junge, wer wird sich denn überhaupt in deinem Alter übers Sterben Gedanken machen! Und noch dazu ein Flieger! Das tu' ja ich nicht einmal und bin doch bald zwanzig Jahre länger auf der Welt

und dem Tode um so viel näher! — Nein, Junge, das paßt auch so gar nicht zu dir. Bist so ein frischer Kerl! Und dann so 'ne Idee!"

Sie lachten beide.

„Na, siehst du, nun bist du wieder der alte! Weißt du, Burkhard, es scheint mir, als hätte ich mir selbst auch jetzt die ganze Nervosität vom Hals geredet. — Übrigens, ich will noch mal eben 'rüber nach dem Flugplatz, will sehen, ob die Kerle den Apparat gut in den Stall gebracht haben. — Wie wird es denn mit Donnerstag?"

„Ich komme mit."

„Schön!"

„Wann willst du aufsteigen?"

„Ich denke, so um fünf Uhr abends. Wir können dann um sechs schon wieder zurück sein. Länger geht's wohl kaum, denn es wird ja dann schon dunkel. Also, falls wir uns inzwischen nicht sehen sollten: Donnerstag abend um fünf Uhr auf dem Flugplatz. — Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!"

Burkhard Elm war völlig beruhigt. Er schlenderte in Gedanken die große Allee entlang, die zur Stadt zurückführte. „Wie kann man nur solche Idee haben!" dachte er. „Oskar hat ganz recht: es paßt absolut nicht zu mir, es ist direkt eine Geschmacklosigkeit."

— — — — — — — — — — — — — —

Donnerstag abend kurz vor fünf Uhr fuhren zwei Automobile dicht hintereinander die Gutenbergallee nach dem Flugplatz hinaus. Fast gleichzeitig hielten sie vor der großen weißen Pforte, und Sanden und Elm begrüßten sich schon, während jeder seinen Chauffeur bezahlte.

„Hallo, Burkhard, du bist ja schon in Dreß! Ich

noch nicht. Mein Monteur hat den Motor aber schon angestellt."

„Ja, soviel ich hören kann, ist es deiner. Wenn man 'n bißchen an Motore gewöhnt ist, dann erkennt man sie ja schon am Geräusch."

„Natürlich! Also ich brauche nur noch alles nachzusehen und mich umzuziehen. Ich konnte nämlich nicht früher aus der Kaserne weg. Du mußt also entschuldigen, wenn es noch zehn Minuten dauert."

„Macht gar nichts, Oskar, so lange kann ich es wohl noch aushalten, wenn ich auch kolossal aufs Fliegen brenne." —

Schon nach zehn Minuten sauste Sandens Doppeldecker über die große Grasfläche und hob sich dann langsam. Es war ein schöner Abend. Zwar etwas windig, aber so mild, wie man sie im Oktober nur in Norddeutschland hat. Bald schwebten sie hoch über der Landschaft. Elm genoß so recht das Fliegen und konnte sich einmal wieder seit der Zeit, da er gelernt hatte, ungeteilt der Schönheit der Natur hingeben. Seltsam hell war es im Nordwesten, und in die Landschaft kam dadurch eine eigenartige Verteilung von Licht und Schatten, die an Rembrandt erinnerte. In steter Folge reihte sich See an See, einer von Wald umgeben, einer freiliegend, und die Felder waren alle durch Hecken voneinander getrennt, was dem Bilde so viel Lebendigkeit gab. Dort unten blickte auf einer in einen großen See hineinragenden Halbinsel eine tausendjährige Kirche aus dem herbstlichen Bunt der Blätter, und viele Häuser mit Strohdächern lagen um sie herum. Und wenn man dem kleinen Flusse, der die Seen verband, mit den Augen folgte, so kam man an einen hellen Strich, von einem Rande des Himmels bis zum anderen, den Strand, und dahinter

dehnte ſich grenzenlos das Meer. Heute, wo er nicht auf Steuer und Motor zu achten brauchte, genoß Elm die niederſächſiſche Landſchaft in vollen Zügen.

Durch Sandens lebhaftes Arbeiten an den Steuern wurde er darauf aufmerkſam gemacht, daß es windiger geworden war. Aber unter Sandens Führung wußte er ſich völlig geborgen.

Bald wurde der eigentliche Flieger in ihm wach. Er drehte ſich nach Sanden um und ſuchte ihn durch Zeichen zu veranlaſſen, höher und ſchneller zu fliegen.

Sanden ſchüttelte lächelnd den Kopf.

Es fiel Elm ſehr ſchwer, ſich mit dem Zuſehen zu begnügen. Er begann ſich wieder in der Landſchaft umzuſehen.

Plötzlich ſetzte der Motor aus. Elm flog herum. Er lief ſchon wieder. Sandens Geſicht aber war ſehr bedenklich, nahm aber wieder einen ruhigen Ausdruck an, als der Motor mehrere Minuten lang taktmäßig lief.

Da ſetzte aber ſchon wieder der ratternde Ton ein. Bruchteile von Sekunden nur. Aber gerade das war ein ſchlimmes Zeichen. Elm ſah ſich in der Landſchaft nach einem geeigneten Landungsplatz um. Da unten — eine große Wieſe. Er drehte ſich um zu Sanden und zeigte mit dem Finger darauf hin. Der verſtand ihn, nickte, ſtellte den Motor ab, und im Gleitflug rauſchte der Doppeldecker aus ſeiner Höhe von annähernd tauſend Metern herab. Immer deutlicher wurde es trotz der einbrechenden Dunkelheit, daß der Platz zum Landen ſehr günſtig war. Sie waren beide völlig beruhigt.

Noch zehn Meter.

Eine Bö — der Apparat überſchlug ſich.

Elm hatte Geiſtesgegenwart genug, auf einen

Heuhaufen zu ſpringen. Sanden aber ſtürzte mit dem Apparat auf den Boden.

Elm eilte ſofort zu Sanden. Er ſah nichts von ihm, die Trümmer des großen Apparates hatten ihn ganz unter ſich begraben. Von allen Seiten liefen die Landleute hilfbereit herbei. In fieberhafter Eile arbeiteten ſie unter Elms Leitung. Jedoch die Arbeit ging nur langſam vonſtatten, denn es waren keine Geräte zur Hand, die ſie hätten erleichtern können. Und Elm mußte nur immer an Sanden denken, der unter dem Trümmerhaufen lag. Vielleicht tot, vielleicht in unſäglichen Qualen.

Er flehte die Leute an, ſo raſch als möglich zu arbeiten. Sie taten, was ſie konnten. Er ſelbſt arbeitete wie ein Wahnſinniger, er achtete nicht der Wunden, die die ſcharfen Drähte und die Holzſplitter ihm zufügten, er dachte nur, daß eine Minute Sanden vielleicht das Leben retten konnte.

„Da liegt er!“

Elm riß ſich aus den Drahtſchlingen, in die er ſich hineingearbeitet hatte, los.

„Wo?“

„Hier!“

Man ſah ein Bein aus den Trümmern hervorragen. Sanden ſchien zu merken, daß man ihn ſah. Er zog das Bein etwas an.

„Er lebt!“ jubelte Elm. „Leute, jetzt gilt's!“

Noch fieberhafter wurde das Arbeiten — da, das zweite Bein, dann der Rumpf, ein Arm, der andere, der Kopf.

Sanden ſuchte ſich aufzurichten. Mit ſchmerzlichem Stöhnen ſank er zurück, die Hand auf die Bruſt preſſend.

Er wurde bewußtlos auf eine inzwiſchen herbeigeholte Bahre gelegt.

„Iſt ſchon nach einem Arzt geſchickt?“

„Ja, Herr.“

„Wann kann der hier ſein?“

„In fünf bis ſechs Stunden.“

„Herrgott! Das iſt ja fürchterlich! Iſt denn ſonſt niemand in der Nähe, der ſich auf Verunglückte verſteht?“

„Nein, Herr, auf ſolche nicht.“

„Wo kann der Kranke unterkommen?“

Der Lehrer des Ortes trat vor. „Wenn Sie mit meinem Haus fürliebnehmen wollen —“

„Wie danke ich Ihnen!“

Sie trugen den Kranken, der noch immer ohne Bewußtſein auf der Bahre lag, nach dem Hauſe des Lehrers. Man entkleidete ihn mit größter Vorſicht und legte ihn auf ein Bett.

Elm beugte ſich über ihn. „Gebrochen iſt nichts. Die Verletzungen ſcheinen innerlich zu ſein. Wie heiß er iſt! Ich glaube, wir ſollten ihm Stirn und Bruſt kühlen.“

Die Frau des Lehrers ging und holte Waſſer. Sie legten Sanden kalte Tücher auf. Es ſchien ihm gut zu tun, er wurde etwas ruhiger.

Elm und die Lehrersfrau wichen nicht von ſeinem Bett. Der Lehrer war auf dem Weg nach dem nächſten Ort, um das Unglück nach dem Ausgangspunkt des Fluges zu telegraphieren.

Das ſtändige Kühlen ſchien gut zu ſein. Sanden ſchlug die Augen auf.

„Haſt du Schmerzen, Oskar?“

„Ja. Hier in der Bruſt.“

„Iſt das Kalte angenehm?“

„Ja.“

„Willſt du etwas zu trinken haben?“

Der Kranke ſchüttelte den Kopf. Dann ſchloß er die Augen wieder mit einem Stöhnen.

Elm quälte ſich in Gedanken damit, wie er ſchneller Hilfe herbeiholen könnte. Das Gefühl der völligen Ohnmacht laſtete ſchwer auf ihm. Und immer nahm er unermüdlich die heißen Tücher von Stirn und Bruſt, gab ſie der Lehrersfrau, die ſie mit rührender Geſchäftigkeit in kaltes Waſſer tauchte, und legte ſie dem im Halbſchlaf Stöhnenden wieder auf.

Der Kranke ſchlug wieder die Augen auf. Aber auf keine Frage antwortete er. Er lag völlig teilnahmlos da und ſtarrte an die Decke.

Dann und wann griff er an ſeine Bruſt, der ſich dann das ſchmerzvolle Stöhnen entrang. Elm wurde von Sekunde zu Sekunde unruhiger. Er litt mit dem Freunde, litt vielleicht noch mehr. Was iſt ſchlimmer, als jemand, den man liebt, leiden zu ſehen und ihm gar nicht helfen, nicht einmal ſeine Leiden lindern zu können?

Drei Stunden waren vergangen. Zwei dauerte es alſo noch im beſten Falle, bis der Arzt kam.

Burkhard hatte gerade kalte Tücher aufgelegt. Er ſtand ſo leiſe wie möglich auf und trat ans Fenſter. Es war nebelig geworden. Man ſah nichts als das dunkle Grau und einen düſterroten Schein, der von einer Laterne am Hauſe auszugehen ſchien. Nichts von Nachbarhäuſern, keine Bäume, nur der glühe Schein in dem tiefen Grau.

Zum Gefühl der Ohnmacht kam noch das der Einſamkeit. Allein mit einem Todkranken, dem er nicht helfen konnte.

Aber er war ja gar nicht allein! Die Lehrersfrau war ja da!

Ach, die war ebenſo ohnmächtig wie er!

Und zwei Stunden noch, ehe der Arzt zur Stelle war — und vielleicht was für ein Arzt!

Still! Kam das Geräusch, das er hörte, nicht von einem Pferde? — Ja! Es kam näher! Sollte der Arzt doch schon kommen? Hatte der Bote ihn vielleicht schon irgendwo unterwegs getroffen?

Jetzt sah er Pferd und Reiter. Der Reiter sprang vor dem Hause ab. Nun war die Hilfe wohl doch schon da?

Die Gartenpforte knarrte, der Reiter kam die Stiege herauf. Jetzt fiel der glühe Schein auf ihn. Er war bleich, Augen sah man nicht, nur Höhlen, die im Schatten des Hutes lagen. Elm war, als bliebe ihm das Herz stehen.

Die Haustür klinkte, die Stubentür wurde geöffnet — die hagere Gestalt des Lehrers trat ein.

Elm konnte es kaum fassen, daß es der Lehrer war, der eben vom Pferde gestiegen war, so sehr versteinerte ihn noch das Entsetzen, das ihn erfaßte, als er das bleiche Gesicht draußen sah.

Er raffte sich auf und ging auf den Lehrer zu. „Kommt Hilfe aus der Stadt?“

„Ja, aber erst nach Mitternacht. Es sind zwei Ärzte mit einem Automobil unterwegs.“

„Und der Arzt, der hier aus der Gegend kommt, wird in zwei Stunden hier sein?“

„Frühestens.“

„Oh, wie entsetzlich dieses Warten ist!“

Der Lehrer ging wieder hinaus, um das geliehene Pferd dem Besitzer zurückzubringen.

Der Kranke wurde sehr unruhig und sprach Laute, die man nicht verstand.

Elm eilte ans Bett. Sandens Augen hatten jenen trüben Glanz, der so furchtbar anzusehen ist. Er erkannte Elm noch.

„Willst du etwas zu trinken, Oskar?“

Sanden antwortete nicht. Plötzlich drehte er sich gegen die Wand. „Macht doch die Vorhänge vor die Fenster! Die Leute sehen ja alle hier herein!“

„Die Vorhänge sind ja zu.“

Der Kranke blickte sich um. „Siehst du denn nicht — da, da stehen sie alle an den vielen Fenstern!“ Er zeigte auf die Bilder an der Wand. „Macht doch Vorhänge davor!“ rief er ungeduldig.

Der inzwischen wieder eingetretene Lehrer und seine Frau nahmen die Bilder von der Wand.

„Wie heiß es hier ist!“ Der Kranke riß sich die Tücher von Stirn und Brust.

Die Lehrersfrau kühlte sie. Elm legte sie ihm wieder auf.

„Das tut gut! Ich bin wieder ganz wohl, ich will aufstehen, laß mich doch — ich will aufstehen!“

Elm bot seine ganze Überredungskunst auf, ihn zu beruhigen. Der Kranke suchte sich noch einmal aufzurichten, dann fiel er in die Kissen zurück.

„Es ist so klein hier! Bringt mich hinaus! Die Sonne scheint ja — ich will hier nicht mehr bleiben!“

„Wir haben drüben das kühle Schulzimmer. Ich glaube, wir sollten den Kranken da hinüberbringen.“

„Ja, das wird ihm gut tun. Wenn ich ihm nur helfen könnte!“

Elm und der Lehrer trugen den Kranken mit seinem Bett in die große leere Stube, die früher als Schulzimmer gedient hatte. Durch die offenen Fenster war der Nebel in den Raum gedrungen und erfüllte ihn ganz. In einer Ecke stellten sie das Bett hin. Die Lehrersfrau stand mit der Lampe an der Tür, nur verschwommen sichtbar. Der Lehrer holte die Laterne von draußen und befestigte sie an einem Haken über dem

Bett. Dann brachte er noch einen Stuhl. Die Frau ging und holte frisches Wasser. Sie brachte einen Mantel mit, in den sie Elm sorgsam hüllte.

„Sollen die Fenster aufbleiben?“

„Ja, ich denke. Dann ist es kühler.“

„Wenn Sie noch etwas brauchen, rufen Sie nur. Wir bleiben auf. Wir sind drüben im Zimmer.“

Die Tür des Schulzimmers wurde geschlossen, dann fiel auch die Tür drüben auf der anderen Seite der Diele ins Schloß. Burkhard war mit dem Kranken allein in dem großen, von Nebel erfüllten Raum. Die Luft war so seltsam warm. Er mußte den Mantel ausziehen.

„Burkhard, kommt denn kein Arzt?“ Sanden war scheinbar wieder ganz bei Besinnung.

„Gewiß, Oskar, er muß in einer halben Stunde hier sein.“

Sanden gab keine Antwort. Dann sagte er: „Sag doch den Leuten dahinten, sie sollen nicht tanzen! Ich will nicht, daß sie tanzen.“

„Aber da ist doch niemand, Oskar.“

„Doch! Bist du denn blind? Es kommen ja immer mehr! Sie tanzen alle! Es ist, als wenn sie fliegen. Ich will das hier aber nicht in meinem Zimmer haben. — Gott sei Dank, jetzt sind sie weg! — — Es ist kalt hier. Mich friert.“

Elm deckte ihm den Mantel über, den die Lehrersfrau ihm gegeben hatte. „So, jetzt wirst du warm werden.“

„Stell den Motor ab, Burkhard, wir wollen im Gleitflug 'runter. — Nein, nein! Das ist ja der falsche Hebel! Mein Gott! Wir fallen!“ Er erhob sich heftig. „Ich bin gefallen! Nein“ — er lachte gellend — „ich bin ja gar nicht verunglückt, das ist

ja alles gut gegangen!“ Er warf ſich lachend in ſeine Kiſſen zurück. „Sag mal, wie ſpät iſt es eigentlich? Ich muß wohl zum Dienſt? — Nein, es wird noch Zeit ſein!“

Er ſtützte ſich auf ſeinen Ellbogen und ſtarrte in den Nebel.

„Burkhard!“ Er griff nach der Hand ſeines Freundes. „Burkhard!“ Geſicht und Geſtalt des Kranken waren in furchtbarer Erregung geſtrafft.

Elm ſprang auf, ſetzte ſich auf den Rand des Bettes und nahm den Kranken in ſeinen Arm, der den ſtieren Blick aus großen Augen auf eine Stelle richtete.

„Burkhard, was will mein Vater hier? Warum weint er? Ich habe ihn nie weinen ſehen. — Vater, warum weinſt du? — Er hört mich nicht!“ Der Kranke ſchüttelte in großer Verwunderung den Kopf. „Wo ſind wir überhaupt? — Burkhard, wie kommen wir auf den Kirchhof? Da iſt ein friſches Grab!“ Ein furchtbarer Schrei. — „Burkhard, das iſt mein Grab! Mein Grab, Burkhard, und mein Vater trauert um mich! — Vater, ſieh dich doch um! Ich ſtehe ja hinter dir! — Warum ſieht er mich nur nicht? Er ſieht nur auf das Grab meiner Mutter und auf meines! — Vater! — Vater!! — — Er hört mich nicht — — Burkhard, bleib hier!“

„Ich bin ja hier, Oskar.“

„Er geht jetzt auch an mein Grab. — Burkhard, was grämſt du dich? Was ſtarrſt du auf die Erde, auf den Hügel? Mein Gott! Ich ſtehe ja lebend hinter dir! Quäle du mich doch nicht auch noch! — Iſt es nicht genug, wenn mein Vater um mich trauert und mich nicht hören will? — Burkhard! Ich habe dich geliebt wie keinen zweiten auf der Welt — nur meine Mutter habe

ich so geliebt wie dich — ich hab' es nicht um dich verdient, daß du mich auch verleugnest! — — — Wer ist das? Da ... da! Die Dame in Schwarz! Ich kenne Sie aber gar nicht! — Gewiß! Die hat mich auch geliebt! Und jetzt kommt sie, mich im Tod zu quälen! Bei der Liebe, mit der du mich geliebt hast, du, die ich nicht kenne, sieh dich um, erkenne mich! Oh! Ich will dir's vergelten, ich will dich lieben, so wie du mich geliebt hast! Ich will dich über alles lieben — nur: erkenne mich! Sie dreht sich um. Sie sieht mich an. Sie schüttelt den Kopf. Mein Gott, auch sie erkennt mich nicht — und ich stehe lebend und muß sehen, wie sie alle um mich trauern, die mich liebten — und mich nun allein ... sterben ... lassen ..."

„Oskar, ich bin ja bei dir!" Elm warf sich schluchzend über ihn.

Über einen Toten.

Als eine halbe Stunde nach dem Tode Sandens der Arzt mit den Lehrersleuten das große Schulzimmer betrat, fand er Elm in tiefer Bewußtlosigkeit über der Leiche Sandens liegend. Sie trugen ihn in ein eilig zurechtgemachtes Zimmer im Oberstock. Der Arzt war sehr besorgt um ihn, denn er lag ungewöhnlich lange ohne Bewußtsein.

Endlich wachte er auf. Er sah den Arzt und fragte ihn nach Sanden. Was er erfuhr, ließ ihn scheinbar völlig unberührt. Er antwortete dem Arzt mit beängstigender Sachlichkeit auf alle Fragen. Dann verlangte er, zu Sanden geführt zu werden. Der Arzt, der hoffte, daß beim Anblick der Leiche sich die Schmerzensstarre lösen würde, stimmte zu, und die beiden Männer, der alte Arzt mit dem jugendlich frischen Gesicht und der junge Flieger, dessen jugendliches Antlitz durch die Starrheit der Züge etwas von

einer Maske hatte, stiegen die enge, knarrende Treppe hinab.

Der Arzt öffnete die Tür des Schulzimmers. Die Fenster waren jetzt geschlossen, der Nebel hatte sich auf dem Boden niedergeschlagen, und überall auf den feuchten Gegenständen lag der Schein, der glühe Schein der Laterne, die zu Häupten des Toten hing.

Es war über den Toten ein weißes Laken gebreitet, aber durch das Tuch konnte man klar das scharfe Profil und die schmalen Wangen des Toten erkennen. Die Wachskerze in der Laterne flackerte müde, und die Schatten spielten auf der Gestalt Sandens.

„Um Gottes willen, Herr Doktor — er lebt ja!“ schrie Elm plötzlich. „Ich habe es gesehen, er bewegte sich!“

Der Arzt schlug langsam das Laken zurück und untersuchte. Man merkte deutlich, daß er es nur tat, um Elm zu beruhigen.

„Herr Elm, es werden die Schatten des Lichtes gewesen sein, die Sie täuschten.“

Burkhard hörte scheinbar gar nicht, was der Arzt sagte — er sah in völliger Geistesabwesenheit auf den Toten.

Plötzlich hörte man draußen ein Automobil, dann Stimmen, dann schellte es, eilige Schritte, eilige Worte, die Tür auf der anderen Seite der Diele wurde geöffnet, laute Fragen, leise Antworten, dann behutsames Flüstern, die Tür wurde leise geöffnet — mehrere Herren traten auf Zehenspitzen ein.

Stummes Grüßen. Man gab sich die Hand. Zwei Professoren traten an das Bett. Der Arzt sprach leise mit ihnen. Der eine untersuchte nochmals und zog dann stumm das Laken über den Körper. Er verständigte den anderen durch ein ganz leises Kopfnicken, und beide wandten sich nun zu Elm, dessen Freundschaft

Digitized by Google

mit Sanden sie kannten, um ihm ihr Beileid auszusprechen.

Da ertönte draußen wieder eine Hupe. Wieder Türschellen. Fragen. Antworten. Leises Flüstern, und drei Offiziere, voran Elms Bruder, traten ein.

„Gott sei Dank, Burkhard, daß du lebst!“ Die lauten Worte schallten in dem großen, leeren Raum.

Burkhard sah seinen Bruder an, drehte langsam den Kopf nach dem Bett.

Elms Bruder folgte dem Blick. Er nahm die Mütze vom Kopf.

„Elm, wollen Sie nicht herüberkommen ins andere Zimmer und den Hergang des Unfalls zu Protokoll geben?“

Flüsternd trat einer der Fliegeroffiziere auf Elm zu.

„Ich möchte hier bleiben. Wollen Sie, bitte, schreiben.“

Er berichtete sachlich. Seine Stimme, trotzdem er sie so sehr dämpfte wie möglich, hatte den Klang dürren Holzes, das unter eines Menschen Tritt zerbricht.

Als er mit seinem Bericht fertig war, bat er die Anwesenden, ihn mit dem Toten allein zu lassen. Sein Bruder ging erst nach langem Bitten.

Jetzt war er allein mit Sanden. Er setzte sich auf den Rand des Totenbettes und blickte auf das weiße Tuch, durch das sich Sandens Gesicht wie eine marmorne Totenmaske ausnahm. Das Licht der Laterne brannte immer düsterer. Es brauchte lange zum Sterben. Elm blieb unbeweglich, fast so starr wie der Tote. Seine Gedanken drehten sich in wahnsinniger Eile immer um das eine: Sanden war tot. Und im Sterben hatte er das gesehen, was so furchtbar zu sehen sein mußte, wovor Elm sich schon damals gefürchtet hatte, daß er es auch sehen würde. Er sah sein

Digitized by Google

Leben vor ſich als eine große, ununterbrochene Agonie. Am beſten wäre es, gleich tot! — Nein, nicht ſterben, nur nicht ſterben! Er würde ja auch im Sterben ſo leiden müſſen, wie die anderen gelitten haben, wie Sanden gelitten hatte.

Immer wieder nahmen ſeine Gedanken dieſen Weg.

So ſaß er, als die trübe Dämmerung mit bleiernen Füßen durch die Fenſter kroch, und als die aufgehende Sonne die letzten Reſte des Nebels beſiegt hatte, ſaß er noch ſo. —

Da wurde leiſe geklopft.

„Herein!“ Er erſchrak ſelbſt über die ſpröde Härte ſeiner Stimme.

Geräuſchlos ging die Tür auf. Sein Bruder trat ein. „Burkhard, willſt du dich nicht ſchlafen legen? Ich will hier für dich ſitzen. Du mußt ja müde ſein.“

„Ich bin nicht müde. — Ich will hier ſitzen bleiben.“

„Burkhard, ich weiß ja: der Tote war dein Freund. Aber du biſt doch noch ſo jung, Burkhard! Gewiß, es iſt hart für dich. — Aber — es gibt doch noch mehr Menſchen, die du lieben kannſt, die dich lieben werden!“

„Georg! Um Gottes willen! Wer liebt mich? Mich ſoll niemand lieben! Niemand!“

„Du ſollteſt jetzt ruhen, Burkhard! Du biſt ſehr angegriffen. Komm!“

Gerade in dieſem Augenblick trat die Lehrersfrau ein und ſagte, daß die Leute da wären, die die Leiche holen ſollten.

„Georg, laß mich noch einen Augenblick mit ihm allein und laß die Leute ſo lange warten!“

Er hörte, wie ſein Bruder hinausging. Wie um ſich zu vergewiſſern, daß er auch wirklich fort ſei, blickte er ſich um, dann eilte er durch den großen Raum und warf ſich ſchluchzend über den Toten.

Ganz langſam ſtand er dann auf und ſchleppte ſich bis zur Mitte des Zimmers, dort blickte er ſich noch einmal um, eilte zurück an das Bett und drückte ſeine Lippen auf die Stelle, wo ſich unter dem Tuch die gefalteten Hände abhoben. Dann raffte er ſich auf und ging hinaus.

Als ſein Bruder ſah, daß er geweint hatte, kam er ihm entgegen: „Gott ſei Dank, Burkhard! Ich war ſehr in Sorge um dich!“

Jetzt ſah Burkhard die Offiziere, mit denen er geſtern ſchon immer geſprochen hatte, erſt wirklich; er grüßte ſie und redete leiſe mit ihnen. Es war einmal faſt, als er ſie bat, ſein geſtriges Benehmen zu entſchuldigen, als ſpiele das entzückende Verlegenheitslächeln der Jugend, wenn auch nur leiſe angedeutet, um ſeinen Mund.

Und dann kamen wieder ſchlimme Tage. Überführung. Beerdigung. Aber es waren doch immer viele Menſchen um ihn, viele junge Männer, und nichts iſt heilſamer für den Schmerz eines jungen Menſchen als der Verkehr mit ſeinesgleichen. Und dann ſetzt ſich die Jugend in ihrer ungeheuren Lebenskraft auch ſelbſt leichter über die ſchwerſten Schläge hinweg.

— — — — — — — — — — — — — —

Burkhard Elm kam wieder ganz in die Fliegerkreiſe hinein, war immer auf dem Flugplatz, wenn einer ſeiner Bekannten flog. Auch flog er ſelbſt häufig als Paſſagier mit. Bald gewann er im Verkehr ſeine alte Fröhlichkeit wieder, nur vor dem Alleinſein fürchtete er ſich ſehr. Es kam ihm aber ſeine Fähigkeit, ſich leicht anzuſchließen, ſehr zuſtatten, und er war daher ſelten ganz allein.

Seine Geſundheit beſſerte ſich auch von Tag zu

Tag, so daß er daran denken konnte, bald wieder selbst ein Flugzeug zu steuern. Mit gespannter Erwartung hoffte er dem Tage entgegen, an dem er selbst wieder seinen Apparat durch die Lüfte führen würde. Er stellte schon häufig den Motor an, damit er sich wieder einlaufe, und machte fast jeden Tag Passagierflüge. Seine Besserung war schneller eingetreten, als die Ärzte erwartet hatten, und er konnte schon Mitte April die letzten Vorbereitungen zum ersten selbständigen Fluge treffen.

Morgen sollte es nun sein!

Ein herrlicher Frühlingstag spannte sich über die verträumte Erde. Es war, als dehne sich alles, als wolle alles die Fesseln sprengen. Die Nässe des letzten Regens machte die Luft so seltsam deutlich, man empfand so ganz, daß um einen etwas war.

Elm war von Mittag an auf dem Flugplatz. Wie oft hatte er den Motor schon anstellen lassen, wie oft hatte er alles selbst untersucht, und es war alles in bester Ordnung. Jetzt lächelte der Monteur schon bei jedem Befehl, den ihm sein junger Herr gab, denn er tat alles mindestens schon zum zwanzigsten Male.

Elm aber merkte es nicht. Er ging vom Schuppen auf den Platz, vom Platz in den Schuppen. Er wartete ungeduldig, daß Leutnant v. Walthausen, der als außerordentlich tüchtiger Flieger bekannt war, auf den Sportplatz käme. Der sollte ihn auf seinem ersten Fluge begleiten. Professor v. Gernheim hatte es so gewollt.

Endlich war die Uhr halb fünf, und dann tönte auch gleich eine Hupe von dem weißen Eingangstor her. Walthausen kam in raschem Schritt auf Elms Schuppen zu.

„Bin ich nicht fabelhaft pünktlich?“

„Ja, wirklich, Walthausen, das muß man Ihnen

laſſen! Kommen Sie, ziehen Sie ſich ſchnell um! Es iſt ſchon alles bereit!“

Während Walthauſen ſich umzog, fuhr Elm ſchon auf ſeinem Apparat aus dem Schuppen, und kaum war der Gaſt eingeſtiegen, ſo rauſchte die Maſchine durch die Luft. Elm genoß es in vollen Zügen, wieder ſelbſt fliegen zu können. Er machte allerlei Manöver, denn es war eine Wonne, den Apparat der kleinſten Bewegung der lenkenden Hände folgen zu laſſen. Die Tatſache, daß Walthauſen mit war, zwang ihn allerdings, vorſichtiger zu ſein, als er geweſen wäre, wenn er nur die Verantwortung für ſich gehabt hätte. Aber es war ſo auch ſchön. Er fühlte ſich völlig eins mit der Maſchine. Die Tragflächen, der Motor, das Geſtänge — es war, als wären es Glieder von ihm, als wären ſeine Hände, Füße und ſein Wille, die den Apparat leiteten, für dieſen Organismus das Gehirn, dem es unbedingt gehorchen müßte.

Es ſchien Elm, als wäre er kaum eine Minute geflogen, als Walthauſen ſich umdrehte und lächelnd auf die Uhr zeigte. Die von den Ärzten erlaubte halbe Stunde war um.

Es fiel ihm ſehr ſchwer, ſchon wieder zu landen, und er konnte ſich nicht enthalten, beim Gleitflug einen leiſen Verſuch des gefährlichen Schraubenfluges zu machen. Aber es gelang alles glänzend. Die Landung erfolgte ohne alle Schwierigkeit. Sein erſter Flug war ausgezeichnet gelungen. Er hatte in ſich ein Gefühl der Sicherheit, das ihm das vollſte Vertrauen zu ſich ſelbſt wiedergab.

Er unternahm jetzt häufig Flüge, zuerſt kleine, bald auch größere, und in kurzer Zeit war er wieder in aller Munde. Vor allem trainierte er jetzt auf Höhenflüge, denn er wollte ſich in der nahe bevorſtehenden

Saiſon an den Rekordflügen beteiligen, und bei ſeinen bisherigen Erfolgen konnte er ſich ohne Selbſtüberhebung Hoffnung machen, den letzten aufgeſtellten Rekord zu brechen. —

Der Juni kam und mit ihm die Flugwoche. Sie verlief über alles Erwarten gut. Und man ſah daher mit großer Spannung dem letzten Tage entgegen, der die Höhenflüge bringen ſollte.

Schon am Mittag dieſes Tages ſtanden, ungeachtet der großen Wärme, unglaublich viele Auto und Wagen vor den Eingängen des Flugplatzes. Die Tribünen waren ſchon um drei Uhr dicht gedrängt voll, und eine Stunde ſpäter mußten die großen, weißlackierten Tore geſchloſſen werden.

„Jetzt muß es gleich losgehen! Die Kommiſſion iſt ſchon auf der Luftſchiffhalle!“

„Und da unten auf der kleinen Empore ſteht auch ſchon der Zeitnehmer!“

„Da kommen zwei aus den Zelten!“

„Iſt auch ſchon drei Viertel fünf!“

„Sieh doch mal, wie lauter Libellen kriecht es da jetzt auf dem Raſen rum!“

„Ja, es ſieht koloſſal ulkig aus!“

— — — — — — — — — — — — — —

„Glauben Sie auch, daß Elm es machen wird?“

„Ich bin feſt davon überzeugt. Wenn man ſeine Flüge hier auf dem Platz geſehen hat! Er iſt wieder ganz der alte.“

„Er ſoll noch ſehr jung ſein.“

„Zwanzig iſt er nun doch inzwiſchen geworden, ſoviel ich weiß.“

„Immerhin.“

„Sehen Sie, da geht ſchon am Signalſtock eine Nummer hoch! ‚17‘!“

„‚17‘? Wilhelm — nicht wahr? Er ſtartet wohl um den Frühpreis.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Sehen Sie nur, Gnädigſte, wie es da auf dem Raſen von Apparaten wimmelt! Gnädigſte müſſen ſich umdrehen! Dahinten!“

„Das ſieht ja reizend aus! Himmel, wie viele! Helfen Sie mir zählen, Herr Leutnant!“

— — — — — — — — — — — — — —

„Sieh mal, die Nummer geht wieder ’runter. Ein anderer iſt früher fertig geworden. ‚21‘ geht hoch! ‚21‘ — Hagen! Der Kerl fliegt glänzend. Vorgeſtern erſt der große Überlandflug!“

„Aber mit Elm nimmt er es doch nicht auf! Wenn der in die Höhe geht — Donnerwetter! Ich ſah ihn in Freiburg. Wir waren nachts auf den Kandel geſtiegen, um die Flieger für die Etappe Freiburg—Konſtanz aufſteigen zu ſehen — von da ſieht man nämlich fein auf den Freiburger Sportplatz hinunter. — Alſo: die meiſten Flieger machten vier bis fünf große Runden überm Kaiſerſtuhl, womöglich gar bis an die Vogeſen ’ran, um in die Höhe zu kommen — ah, dort ſauſt Hagen ab, den Frühpreis hat er — na: Elm dagegen hat ſich mit zwei viel kleineren Bogen zweitauſend Meter hoch geſchraubt. Das hat mir damals mächtig imponiert. Und dann als letzter aus Freiburg weg, und als erſter war er ſelbſtverſtändlich in Konſtanz. Du haſt ihn ja auch voriges Jahr hier geſehen — nicht? Warſt du nicht vorigen Sommer ſchon hier? Paſſierte ihm da nicht noch was? Mir iſt ſo.“

„Natürlich! Er ſtürzte ab. Schädelbruch. Jackſonſche Epilepſie. Gernheim operierte ihn. Ich hab’ die Operation ſelbſt geſehen. Glänzend ſag’ ich dir!“

„Gernheim ist großartig! Seinetwegen bin ich ja auch hauptsächlich hier.“

„Kinder, fachsimpelt ihr hier sogar auf dem Flugplatz an dem Tag, wo ein neuer Höhenrekord aufgestellt werden soll?“

„Bewahre! Wir sprechen nur über Elm.“

„Na, ich wollte auch gerade sagen! Das geht ja heute mächtig Schlag auf Schlag! Viertel nach fünf und schon vierzehn Flieger in der Luft!“

„Das hab' ich beim Erzählen gar nicht gemerkt.“

„Ja, siehst du! Wenn ich nun nicht gekommen wäre, dann hättet ihr womöglich auch gar nicht gemerkt, das jetzt ‚7‘ aufgezogen ist!“

„Elm! Jetzt heißt's aufpassen!“

„Sein Motor läuft schon.“

„Das kann auch ein anderer sein.“

„Da — da steht er! Ganz rechts! Du siehst zu weit nach links! Im Schatten vom Musikpavillon!“

„Richtig! Da steigt er eben auf!“

„Ja — siehst du! Donnerwetter, was 'n Tempo!“

„Er geht ja fast senkrecht in die Höhe!“

„Gerade wie damals in Freiburg! In zwei ganz kleinen Kreisen zweitausend Meter hoch!“

„Zwei hat er schon überholt!“

„Mir scheint, er hat sie schon alle überholt!“

„Nee, das täuscht! Aber großartig ist es doch!“

„Jetzt hat er aber tatsächlich alle überholt!“

„Nee, doch nicht! Dahinten, seht ihr? Da — links, noch weiter links, jetzt gerade über der Luftschiffhalle!“

„Wer ist denn das? Die Nummer ist nicht zu erkennen, aber dem Apparat nach zu urteilen muß es Wilhelm sein.“

„Natürlich ist es Wilhelm, es ist ja nur ein solcher Apparat hier!“

„Der ist noch höher! Paßt aber mal auf! Gleich muß Elm an ihm vorbeikommen, dann kann man wahrscheinlich genau sehen, wer höher ist.“

„Na! Jetzt! Genau kann man es aber doch nicht sehen! Aber Wilhelm scheint er doch noch nicht überholt zu haben!“

„Doch! Sieh mal schnell durchs Glas!“

„Tatsache! Elm ist über ihm. Alle Achtung, was 'ne Leistung!“

„Das gibt zwischen den beiden noch einen mächtigen Kampf!“

— — — — — — — — — — — — — —

Sowohl die beiden Apparate wie die beiden Führer waren sich fast ganz ebenbürtig, und es war unmöglich, den Ausgang des Kampfes vorauszusehen. Das Gefühl, alle überholt und jetzt auch Wilhelm überflügeln zu können, erfüllte Elm mit jener freudigen Energie, die so oft den Erfolg herbeiführt. Er schraubte die Kräfte seines Apparates auf die höchstmögliche Stufe der Leistungsfähigkeit. Jedoch tat anderseits auch Wilhelm, der sich schon als unumstrittenen Sieger gesehen hatte, sein möglichstes, um Elm den erkämpften Vorteil wieder abzuringen. Im gegenseitigen Wetteifer leisteten sie Fabelhaftes. Wilhelm kam Elm jetzt wieder von Minute zu Minute an Höhe näher. Jetzt betrug der Höhenabstand nur ungefähr noch fünfzig Meter. Sie stiegen noch beide, wenn auch nur wenig. Bald aber zeigte es sich, daß Wilhelm langsam immer höher kam, während Elm sich auf der erreichten enormen Höhe hielt.

Immer näher sah Elm seinen Rivalen unter sich. Er versuchte alles, aber es gelang ihm nicht, seinen Apparat zum weiteren Steigen zu veranlassen.

Jetzt war Wilhelm auf derselben Höhe mit ihm.

Aber er blieb es auch. Überholen schien er ihn nicht zu können. Ein Meter konnte jetzt den Sieg bringen. Die Motore arbeiteten wie rasend. Die Gesichter der Flieger waren unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt. Ihre Gestalten waren wie gespannte Bogen. Elm war entschlossen, den Sieg zu behalten. Er glaubte an den Willen zur Macht. Er w o l l t e siegen, mochte es kosten, was es wolle. Je gewagter, desto besser, und ginge es auf Leben und Tod.

Tod? Bei dem Gedanken krampfte sich alles in ihm zusammen. Wenn —

Eine unendliche Reihe von Unfallmöglichkeiten drängte sich in den Bruchteil einer Sekunde, und sie alle konnten den Tod bringen, den Tod, den er so fürchten mußte, weil mit ihm mehr Qual verbunden war, als ein Mensch tragen konnte.

Oh, daß er auf der festen Erde wäre! Eine wahnsinnige Agonie nahm von seinen bis an die Grenze der Möglichkeit gespannten Nerven völlig Besitz, so daß er an nichts denken konnte als an sein Leben. Mit keinem Gedanken dachte er noch an den Sieg. Nur unten sein, den Fuß auf die feste Erde setzen!

Er stellte das Höhensteuer um, und in großem Bogen senkte sich der Apparat. Jetzt erkannte er den Sportplatz. Es war wie eine Befreiung. Er stellte den Motor ab. Und vorsichtig, wie es sonst nie seine Art gewesen war, glitt er tiefer und tiefer.

Ein ungeheurer Jubel empfing ihn. Man hielt ihn für den Sieger.

Er stand auf seinen Füßen. Die sportlichen Leiter kamen auf ihn zu. Der Jubel hielt noch immer an. Er hörte nichts. Er sah Gestalten näher kommen. Er wollte ihnen entgegengehen. Seine Kräfte versagten. Er wankte und brach zusammen.

Sein Bruder fing ihn auf. Die herbeieilenden Ärzte stellten fest, daß es sich um eine durch körperliche und geistige Überanstrengung verursachte tiefe Ohnmacht handle. Erst als man den Flieger in den Sanitätsräumen der Tribüne untergebracht hatte, dachte man wieder an den Flug. Einige Herren der Sportkommission eilten zu seinem Apparat und lasen an dem Maximalhöhenmesser die Zahl 5637 Meter. Als das Resultat zugleich mit den Nachrichten über das befriedigende Befinden des Fliegers bekannt gegeben wurde, brach ein Jubel los, der wie die entfernte Brandung eines gewaltigen Meeres sogar in der Stadt gehört wurde.

Nur der, dem er galt, hörte ihn nicht. Elm lag noch immer in tiefer Ohnmacht.

— — — — — — — — — — — — — —

„Halten Sie es für möglich, daß Wilhelm diese enorme Höhe noch übertreffen kann? Er ist der einzige, der noch nicht gelandet ist. Es ist schon gleich neun Uhr, er muß doch nun auch bald herunterkommen. Sehen Sie nur, wie die Leute hinausströmen, jetzt, nachdem ihr Liebling gelandet ist!“

„Ich finde das nicht recht. Wer weiß, was wir noch von Wilhelm hören! Wenn er bis jetzt ja auch Elm noch etwas nachstand, namentlich an Ausdauer und Waghalsigkeit, so kann man doch nie wissen — Namentlich, wo Elm noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit liegt und keine Aussagen machen kann. Ich werde unbedingt noch hier bleiben.“

„Ich werde Ihnen Gesellschaft leisten.“

Der Ruf: „Flieger Wilhelm in Sicht“, der auf allen Seiten von Soldaten mit Schalltrichtern wiederholt wurde, unterbrach die Sprechenden.

Das schon im Gehen begriffene Publikum kehrte

zum Teil wieder um, zum Teil aber ging es noch voller Begeisterung für Elm ruhig weiter, nach diesem Fluge Elms nichts mehr erwartend.

Aber auch die Gebliebenen begrüßten Wilhelm nur mit dem gewöhnlichen Beifall. Die Herren der Sportkommission gingen an seinen Apparat, um ihrer Pflicht gemäß die Meßinstrumente zu kontrollieren. Wie man aber aus der Lässigkeit ihres Ganges und ihrer Gebärden sehen konnte, hatten sie selbst das Gefühl, daß es lächerlich sei, nach diesem phänomenalen Fluge Elms noch etwas Besseres zu erwarten.

Die meisten Herren blieben in lebhaftem Gespräch, das sich schon ganz um die großen Abschiedsfeierlichkeiten drehte, etwas weiter zurück. Der Vorsitzende der Sportkommission begrüßte Wilhelm mit einer Liebenswürdigkeit, in der jeder Eingeweihte ohne Mühe ein wenig harmlosen Sarkasmus hätte entdecken können, und trat dann an das Flugzeug, um den Höhenmesser zu untersuchen.

Das Instrument lag im Schatten der Tragflächen. Der Vorsitzende riß ein Streichholz an — es wurde von einem leichten Windstoß ausgeblasen. Er riß ein neues an. Er tat das alles mit einer nachlässigen Nebensächlichkeit, indem er sich mit dem Flieger auf das liebenswürdigste unterhielt. Der Flieger reichte ihm eine Taschenlampe.

„Ich danke Ihnen. Haben Sie übrigens — ach nein, Sie können ja noch gar nicht gehört haben, daß unser Elm eine Höhe von fünftausendsechshund— — Ja, was ist denn das? Donnerwetter! Ihr Apparat zeigt 5638,5! Dann muß ich Ihnen gratulieren! Elm um anderthalb Meter geschlagen! — Hören Sie, meine Herren," wandte er sich zu den übrigen Herren, die langsam näher kamen, „denken

Sie, meine Herren, Wilhelm hat Elm um einen Meter fünfzig geschlagen!!“

Wilhelm stand neben dem Apparat und weidete sich an dem Erstaunen der Herren, das nicht nur auf den Gesichtern, sondern auch in lauten Äußerungen zum Ausdruck kam. „Wollen Sie, bitte, selbst prüfen!“

Die Herren der Kommission folgten dem Vorsitzenden, der einem von ihnen die elektrische Taschenlampe in die Hand drückte. Und jetzt, nachdem sie es mit eigenen Augen gesehen hatten, war ein Zweifel unmöglich. Wilhelm wurde umringt, von allen Seiten hagelten Glückwünsche auf ihn ein, deren mancher durch das maßlose Erstaunen wohl etwas kühler und künstlicher ausfiel, als der tapfere Flieger es verdient hatte.

Bald wurde das Ergebnis von Wilhelms Flug bekannt gegeben. Die Wirkung war seltsam. Anfangs war alles still. Dann wurden vereinzelte Hochrufe laut und Händeklatschen, mehr Hochrufe, es wurde allmählich eine Ovation. Aber mit dem Jubel, der Elm begrüßt hatte, war sie keineswegs zu vergleichen. Man war im Publikum beinahe etwas enttäuscht. Elm war eben Liebling, und die noch Anwesenden gingen mit fast resignierten Gesichtern heim, die nur durch die Freude, mehr zu wissen als die früher Gegangenen, aufgehellt wurden.

— — — — — — — — — — — — — —

Elm hatte das Bewußtsein wiedererlangt. Alle Glückwünsche lehnte er finster ab. Die Ovation für Wilhelm hatte er gehört und richtig eingeschätzt. Er bat seinen Bruder, den wie alle Anwesenden seine Bitte sehr in Erstaunen setzte, sich zu erkundigen, um wieviel Wilhelm seine Höhe überschritten habe.

Georg Elm kam zurück und teilte seinem Bruder

mit, daß es anderthalb Meter seien. Burkhard nahm die Nachricht sehr ruhig auf und wandte sich dann zu Gernheim, der unter den Zuschauern gewesen und gleich zu Elm geeilt war: „Glauben Exzellenz, daß ich in meine Wohnung fahren kann?“

„Gewiß, Herr Elm,“ lautete die Antwort. „Es liegt keine ernstliche Gefahr vor. Nur Ruhe, Ruhe und noch mal Ruhe! Fliegen ist vorläufig ausgeschlossen. Aber das kommt alles wieder.“

Elm lächelte und sagte dann mit seltsam bewegter Stimme: „Ich werde wohl nicht wieder —“ Er stockte, dann fuhr er rauh fort: „Ja, Exzellenz, ich will mich tüchtig ausruhen!“

Er richtete sich auf. Seine Füße trugen ihn wieder. Er verabschiedete sich von Gernheim, dann von den anderen anwesenden Herren und stieg mit seinem Bruder in das bereitstehende Auto. Die Tür wurde zugeschlagen.

Die Brüder befanden sich allein in dem kleinen dunklen Raum. Burkhard blickte lange stumm vor sich hin. Jedoch von seinen Gefühlen überwältigt, legte er den Kopf an die Schulter seines Bruders, und mit tränenerstickter Stimme brachte er die Worte hervor: „Georg! Es war mein letzter Flug!“

„Aber Burkhard, was ist denn nur geschehen? Du weinst, Burkhard? Kann ich dir nicht helfen? Sag doch! Was ist es? Was quält dich? Bist du so leicht entmutigt?“

„Ich entmutigt? Nein, Georg! Niemals! Aber ich kann nie wieder fliegen. Ich habe Angst, Georg, gemeine Angst um mein Leben!“

„Du, Burkhard — du?“

„Ja, ich! Angst, weiter nichts! Wie sagte ich: um mein Leben? Das ist nicht wahr! Nicht um mein

Leben! Vorm Tode! Nein, auch nicht vorm Tode! Vorm Sterben, Georg, vorm Sterben!“

„Aber wieso denn, Burkhard? Ich verstehe dich nicht. Das Sterben ist doch nur der Bruchteil einer Sekunde! Wie kannst du dich davor fürchten?“

„Das kann ich dir nicht sagen, Georg! Das darf ich dir nicht sagen! Du hättest es dann vielleicht auch! Das Sterben eines Menschen hat mich vernichtet — mich, mein Leben, hat mir das Sterben zu einer Qual gemacht, die ich nicht auf mich nehmen kann, der ich auf alle mögliche Weise ausweichen muß! Aber sagen darf ich dir es nicht. Der einzige, mit dem ich darüber gesprochen habe, war Sanden — er hat leiden müssen beim Sterben, mehr leiden, als das Maß für einen Menschen sein sollte. Und vielleicht hat er deswegen gelitten, weil ich mit ihm darüber gesprochen, ihm alles gesagt hatte. Du kannst mir glauben, Georg, daß es fürchterlich ist! Ich könnte nicht ertragen, daß du mich für einen Feigling hältst, über —“

„Ich werde nie etwas Unedles von dir glauben, Burkhard. Dessen kannst du gewiß sein.“

„Wie ich dir danke, Georg! Du hast mir wirklich einen Schimmer von Glück geschenkt!“

„Wenn es so steht, dann ist es wohl das beste, Burkhard, du fährst bald irgendwohin, wo du möglichst allein und ruhig sein kannst. Gernheim hat sicher recht: Ruhe ist das Nötigste für dich!“

„Laß das noch, Georg! Das hat noch Zeit. Ich werde vorerst noch hier bleiben. Ich kann jetzt nicht allein sein. — Ich will dir jetzt erzählen, wie es kam, daß Wilhelm mich besiegte. — Ach, nun sind wir schon da! Na, dann oben.“

— — — — — — — — — — — — — —

Auf Gernheims Rat und auf Drängen seines

Bruders, der zufällig gerade Urlaub bekam, reiſte Burkhard mit Georg in eines der kleinen Dörfer an der Oſtſee, in denen man ſeine Nerven ſo ſchön wieder in Ordnung bringen kann. Burkhard hatte ſich Bücher mitgenommen, hauptſächlich kunſtgeſchichtlichen Inhalts, doch waren auch einige theoretiſche Werke über Luftſchiffahrt und Flugweſen in ſeiner Bücherkiſte, die er allerdings zunächſt nicht in die Hand nahm.

Die Umgebung, hauptſächlich das Waſſer und die Bäder frühmorgens, dann das Zuſammenleben mit ſeinem Bruder und ſchließlich auch nicht zum geringſten Teil das Vertiefen in ſeine Bücher gaben ihm immer mehr ſeine gewohnte Fröhlichkeit wieder. Die Brüder reiſten manchmal in die nächſte große Stadt und unternahmen kleinere Seefahrten. Und Georg Elm, durch die Veränderung im Weſen ſeines Bruders freudig bewegt, ließ ſich einmal, als er ihn mit einem der Bücher über Luftſchiffahrt in einem Strandkorbe fand, zu der erſtaunten Frage hinreißen, ob Burkhard doch wieder ans Fliegen dächte.

Die Wirkung der Frage ließ ihn ſeine Worte gleich wieder bedauern. Burkhard ließ die Hände mit dem Buch auf die Knie fallen, ſah ſeinen Bruder mit großen Augen aus blutloſem Geſicht an und ſtieß hervor: „Ich, Georg — ich?!“

„Verzeih mir, Burkhard!“

Burkhard war aufgeſtanden, ging, ohne ein Wort zu ſagen und ohne ihn anzuſehen, an ſeinem Bruder vorüber und arbeitete ſich durch den loſen weißen Sand nach dem kleinen Gaſthof, in dem ſie wohnten. Dann ſchloß er ſich in ſeinem Zimmer ein. Zum gemeinſamen Abendbrot kam er nicht herunter.

Sobald es möglich war, verließ Georg Elm das

Speisezimmer, eilte hinauf zu seinem Bruder und klopfte.

„Wer ist da?“

„Ich bin's, Burkhard.“

Georg hörte langsame, schwere Schritte, dann wurde der Schlüssel gedreht, die Tür einen Spalt weit aufgeklinkt, und dann gingen die Schritte wieder fort.

Georg öffnete selbst die Tür weiter und trat ein. „Warum empfängst du mich so unfreundlich, Burkhard?“

„Unfreundlich sollte es nicht sein. Ich war nur in Gedanken. Bitte, setz dich. Ich bin gleich fertig.“

Burkhard ging zum Schreibtisch, nahm Bücher — Georg erkannte, es waren die Werke über Luftschiffahrt — und packte sie in eine Kiste, die er gerade unter die große Lampe mit dem goldgelben Schirm gestellt hatte, ganz unten hinein.

Gerade als er sich bückte, um sie hineinzulegen, sagte Georg: „Ich wollte dich um Verzeihung bitten, Burkhard, wegen meiner Frage heute vormittag.“

Burkhard machte sich noch einige Augenblicke am Grunde der Kiste zu schaffen, dann richtete er sich langsam in das volle Licht der Lampe hinein auf, sah seinem Bruder in die Augen, und sich dann langsam zum Fenster wendend sagte er leise: „Du hast mir sehr weh getan, Georg! Wie konntest du, der du doch weißt, wie es um mich steht, mich so fragen? Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich nie wieder einen Flugapparat besteigen werde? Ich habe jetzt die Bücher alle weggepackt, daß niemand mich wieder so etwas fragt. Es war schade, daß heute, am vorletzten Tage deines Hierseins, noch dieses geschehen mußte!“

„Aber du warst doch jetzt wieder ganz der alte, Georg! Ich sagte es doch aus Freude über dein gutes Befinden!“

„Nun ja. Ich hatte es etwas vergessen. Ver-

geſſen über alles, was mich umgab: über dich, über die Bücher, und nun haſt du es wieder heraufbeſchworen! Aber laſſen wir das, Georg! Ich weiß, du haſt es gut gemeint.“

— — — — — — — — — — — — —

„Ich habe doch nichts vergeſſen?“ Georg Elm, der ſchon einen Fuß auf den Tritt des Breaks geſetzt hatte, in dem ſein Bruder ſaß, fühlte alle Taſchen nach, warf einen Blick auf das Gepäck, das vorne beim Kutſcher lag, dann wandte er ſich noch einmal um, gab den Wirtsleuten, die ſich beide vorher ihre Hände mit Umſtändlichkeit an ihren Schürzen abgewiſcht hatten — er an ſeiner weißen, ſie an ihrer blauen — die Hand und ſtieg dann zu ſeinem Bruder ein. Die Pferde zogen an. Noch ein freundliches Nicken, und dann bog das Break in die Landſtraße ein, die geradeswegs nach dem nächſten Bahnhof führte.

„Na, wenn wirklich etwas dageblieben ſein ſollte, dann iſt es ja nicht ſo ſchlimm. Du biſt ja noch hier und kannſt es mir mitbringen oder, wenn es etwas Wichtiges ſein ſollte, nachſchicken.“

„Gewiß.“

„Du biſt ſo ſtill heute, Burkhard!“

„Nun ja. Ich ſoll hier nun ganz allein bleiben. Oder denkſt du etwa, daß ich mich an die Familie aus Hamburg anſchließen werde, die da iſt?“

„Nee, das kann man mit dem beſten Willen nicht verlangen! Aber es ſollen ja heute noch neue Gäſte kommen, ſoviel ich hörte ein junger Arzt, ein Pſychologe oder Phyſiologe, was von beiden konnte man aus dem Kauderwelſch der Wirtin nicht heraushören, und ein Fräulein Soundſo aus Danzig, glaube ich.“

„Ja, aus Danzig. Der junge Doktor wird wahrſcheinlich zum Arbeiten hier ſein, und was Damen-

bekanntschaften anbelangt, so habe ich danach augenblicklich gar kein Verlangen."

„Nun, nur nicht gleich den Kopf hängen lassen, alter Junge! Du hast ja deine Bücher, und Langeweile ist außerdem die beste Medizin. Du kannst jetzt nie Ruhe genug haben. — Na, das wird sich ja alles finden!"

Auf dem Rest der Fahrt sprachen sie wenig und Gleichgültiges. Sie kamen noch gerade zur rechten Zeit. Dadurch wurden ihnen die letzten peinlichen Minuten des Abschiedes sehr verkürzt. Kaum war das Gepäck untergebracht, als der Zug sich schon in Bewegung setzte, und bald war er verschwunden.

Burkhard wandte sich ab und ging durch die Bahnsperre. Durch die Fenster des Wartezimmers sah er, daß ein Herr in das Break, mit dem er und sein Bruder eben gekommen waren, stieg, während eine Dame, die ihm den Rücken zuwandte, schon Platz genommen hatte. Er dachte sich, daß es die beiden erwarteten Gäste seien, und daß er sie vorhin beim Durcheilen des Wartezimmers wohl übersehen hätte.

Er trat an den Wagen.

„Gestatten Sie — mein Name ist Elm."

„Altmann. — Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen Herrn —"

„Elm! E—l—m!"

Man lachte.

„Hier Fräulein Wenken."

Durch das Lachen war man sich gleich näher gekommen. Mit reizender Geschwätzigkeit erkundigte sich Fräulein Wenken nach allem. Wie die Zimmer wären? Wie die Gäste?

Burkhard erklärte, daß er fast ausschließlich mit seinem Bruder zusammen gewesen sei, es sei überhaupt nur noch eine Familie aus Hamburg da.

„In welchem Ton Sie das sagen!“ rief Fräulein Wenken scheinbar sehr amüsiert. „Die armen Leute scheinen sich Ihres Wohlwollens nicht in besonders hohem Maße zu erfreuen.“

„Sie sind 'n bißchen reichlich spießig!“

„Muß auch solche geben, sonst hätten wir ja keinen Vorzug! Aber — was ich sagen wollte, dann muß man sich ja, was psychologische Studien anbelangt, an Sie beide halten!“ warf der junge Arzt ein.

„Also doch Psychologe. Aus dem Gerede der Wirtsleute, denen Sie wohl etwas darüber geschrieben hatten, konnte man nämlich ebensogut Physiologe heraushören,“ sagte Elm lachend.

„Das ist unsereins schon gewohnt.“

„Ich dachte,“ warf Fräulein Wenken ein, „Sie wollten hier tüchtig an Ihrem neuen Werk arbeiten! Dann haben Sie doch gar keine Zeit zu anderen Dingen! — Wir sind schon ein Stück zusammen gereist,“ fügte sie zu Elm gewandt erklärend hinzu. „Herr Doktor Altmann ist nämlich sehr gesprächig, und ich weiß schon fast alles über ihn. — Nicht wahr, Herr Doktor?“

„Es tut mir leid, gnädiges Fräulein, Ihnen, trotz meiner guten Erziehung, ganz entschieden widersprechen zu müssen. Weder bin ich gesprächig, noch wissen Sie fast alles über mich.“

„Na, dann möchte ich den sehen, den Sie gesprächig nennen! Und was das andere anbelangt, so können Sie das selbst gar nicht beurteilen. Sie sind nämlich ein Mensch, Herr Doktor, der immer viel mehr sagt, als er sagen will!“

„Nanu —“

„Ja, Sie hatten es wohl nicht erwartet, daß man Sie so leicht durchschaut. Nicht wahr? Nehmen Sie

sich ja vor mir in acht! Ich bin zu Hause sehr gefürchtet! — Sehen Sie nur, Herr Elm, der Doktor ist noch ganz mit dem psychologischen Problem beschäftigt, wie es kommt, daß ich ihm so gerade heraus einen seiner schönsten Fehler gesagt habe. — Aber seien Sie nur beruhigt, Herr Doktor, es wissen's ja nur Herr Elm und ich. Und wir sagen's nicht weiter."

„Na, dann ist ja alles gut!" Altmann und Elm lachten sich freundlich an.

„Und was machen Sie eigentlich, Herr Elm?" sprudelte Fräulein Wenken wieder heraus. „Schreiben Sie auch psychologische oder so ähnliche Geschichten?"

„Nein, gnädiges Fräulein, ich lese nur. Weiter tue ich gar nichts. Ausgenommen natürlich essen, schlafen, baden und spazieren gehen."

„Ach, Sie lesen also auch! Ich bin nämlich auch zum Lesen hierher gekommen. Zwar habe ich auch einige dänische Grammatiken mit, um mich in dieser Sprache zu vervollkommnen, aber das ist auch nur, um lesen zu können, und zwar um Jens Peter Jacobsen und Andersen im Urtext lesen zu können. Ich verspreche mir sehr viel davon."

„Da tun Sie auch ganz recht!" warf Elm lebhaft ein. „Es ist ein großer Genuß, sie in ihrer Sprache zu lesen."

„Sie sprechen also Dänisch, Herr Elm? Das ist ja ganz famos, dann müssen Sie mir tüchtig helfen. Oh, das wird ja reizend!"

Fräulein Wenken war in ihrer naiven Freude ganz entzückend. Und Elm, der noch vorhin geäußert hatte, daß ihm augenblicklich der Sinn gar nicht nach Damenbekanntschaften stehe, dachte jetzt ganz anders. Er beglückwünschte sich sehr zu seinen dänischen Kenntnissen, um so mehr, als er auf diesem Gebiet den sonst

anscheinend außerordentlich intelligenten Doktor Altmann ausstechen konnte.

— — — — — — — — — — — — — —

Es wurde so, wie sie verabredet hatten. Elm trieb täglich mehrere Stunden mit Fräulein Wenken Dänisch. Sie pflegten in den großen Strandkörben ganz dicht am Wasser zu sitzen. Zuerst war der Doktor auch dabei gewesen, dann aber war es für ihn, der das Dänische nicht im geringsten beherrschte, langweilig geworden, und er hatte sich mit seinen Büchern in den Gasthof zurückgezogen. Dagegen hielt Fräulein Wenken streng darauf, daß er bei keinem Spaziergang fehlte. Oft warteten die beiden lange auf Altmann, aber Irmgard ging nicht fort, wenn er nicht mitkam. Und auch auf den Spaziergängen teilte sie sich mit fast zu großer Genauigkeit unter ihre beiden Begleiter, worüber beide im geheimen nicht sehr entzückt waren. Jedoch mit der Zeit, namentlich seit sie zur Lektüre Jacobsens übergegangen waren und die ganze Feinheit dieses so echt dänischen Dichters gemeinsam genossen, wurde das Band zwischen Fräulein Wenken und Elm fester und fester. Und wenn auch Irmgard Wenken mit den Spaziergängen genau verfuhr wie sonst, so entging es doch auch Altmann nicht, daß sie Elm in demselben Maße näher kam, als sie sich von ihm selbst entfernte.

Das jugendlich feurige Temperament Elms, das unter dem Einfluß Irmgards seine ganze ursprüngliche Frische wiedererlangt hatte, sagte ihr scheinbar mehr zu als das ruhigere Wesen des Gelehrten. Dann kam noch hinzu, daß Elm ein sehr feines ästhetisches Empfinden besaß, das er bei dem Genuß der Lektüre Irmgard mitzuteilen oft genug Gelegenheit fand. Er war ihr darin überlegen. Und sie hatte dadurch, daß er sie auf einen Ausdruck, auf den Bau eines Satzes,

auf den Einfluß eines einzigen Wortes auf die Vollendung der Stimmung aufmerksam machte, manchen Genuß, der ihr wohl sonst entgangen wäre.

Und auch in Elm wurde alles größer und freier. Er übertraf sich selbst in allem. Ja, er ertappte sich einmal sogar bei dem Gedanken, ob er wohl, wenn Irmgard es wünschte, wieder ein Flugzeug besteigen würde. Er verneinte sich zwar die Frage, aber er glaubte selber nicht recht an die Verneinung. Und er hoffte sogar, daß, wenn es zwischen ihm und Irmgard zu der großen Liebe kommen würde, von der sie beide träumten, er durch sie von dem seelischen Druck, der auf ihm lastete, geheilt werden würde. Und daß es zu dieser großen Liebe kommen würde, davon war er fest überzeugt. Er wartete darauf. Und es war das schöne Warten eines, der seiner Sache gewiß ist.

Jetzt segelten sie vormittags zusammen. Der Doktor, der früher einige Semester in Kiel studiert hatte, kannte den Sport und liebte ihn. In einem benachbarten Fischerdorf hatte er ein leidliches Fahrzeug aufgetrieben, und mit dem segelten die drei jeden Morgen eine Stunde nach dem jetzt schon herbstlich frischen Bad. Für alle drei war diese Morgenfahrt ein ungetrübtes Vergnügen. Man merkte an allem, daß Doktor Altmann ein Meister in diesem Sport war, und Elm und besonders auch Irmgard vertrauten sich ihm gerne an.

Es fanden alle bald ganz selbstverständlich, daß man auch am Nachmittage statt der Spaziergänge größere Segelfahrten unternahm. Um so mehr, als Altmann den hauptsächlichsten Teil seiner Arbeit vollendet hatte.

Manchmal allerdings segelte Altmann ganz allein. Und eines Abends bei Tisch — die drei waren jetzt seit der Abreise der Hamburger Familie ganz unter

ſich — erzählte er voller Begeiſterung von einer Fahrt, die ihn den ganzen Nachmittag ferngehalten hatte. Er war nach der kleinen, unbewohnten Inſel Ingeſund hinübergefahren.

Nach längerem Hin- und Herreden und auf das entſchiedene Bitten Irmgards hin beſchloſſen die drei, am kommenden Nachmittage dieſelbe Fahrt zu unternehmen. —

Gleich nach Tiſch brach man auf.

„Famoſer Wind, wir werden in einer halben Stunde in Ingeſund ſein! Wir können ganz mit dem Wind halten. Allerdings zurück wird es nicht ſo leicht ſein, aber mehr als vier Stunden brauchen wir ſicher nicht.“

„Darf ich ſteuern?“ Irmgard ſah Altmann bittend an.

„Ja, gewiß. Es iſt nur vorläufig gar nichts zu tun, denn wir halten ganz genau die Richtung auf Ingeſund. Zurück aber heißt's aufpaſſen!“

„Dann werde ich es wohl Ihnen oder Elm überlaſſen müſſen.“

„Das wollen wir erſt ſehen. Sie haben neulich ſchon ſehr fein geſteuert.“

Dann wurde nichts mehr geſprochen. Jeder hatte genug mit der Bewunderung des aufgeregten Elementes zu tun. Auf drei Seiten nichts als Wellenberge — ſchwarz und mit weißen Köpfen, in großartigem Gewoge zu Tälern werdend, zu tiefeinſchneidenden Tälern, um ſich im nächſten Augenblick höher zu erheben als vorher. Und eine Welle folgte auf die andere; es war rundherum dasſelbe und doch überall anders. Da reckte ſich ein hoher Kamm hoch auf und verziſchte dann in Luft und Waſſer. Dort kroch einer gebückt und beutegierig über einen Berg, verſank, erſchien dann auf dem nächſtnäheren, wieder ſo und immer näher, dann ſprang er gegen den Bug des Fahrzeuges, daß

er ſich hoch aufbäumte; aber der weiße Kamm war zerſtoben, und das Schiff hob ſich im Bewußtſein des Sieges. Und auf dem Rücken der großen Berge hüpften kleine, die vom Bug des Schiffes kamen und zierlich ſprangen. Sie hatten auch kleine Schaumkronen und waren ſehr ſtolz darauf und zeigten ſie hoch empor. Dann kam ein großer weißer Kamm, fegte über ſie hin, und ſie waren fort. Und wie das Fahrzeug alle die Bewegungen mitmachte, gemindert durch ſeine Schnelligkeit! Und wie das Waſſer über ſie hinſprang! Und dann der Wind, der im Tauwerk pfiff und in den Segeln die Trommel ſchlug! Es war die rechte kriegeriſche Muſik zu dieſem Kampf der Wogen.

Und alle drei fühlten es und wußten, daß die anderen es auch fühlten, ohne daß ſie es ſich ſagten; das gab ihnen ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit, das ſo etwas Angenehmes, den Genuß ſo ſtark Steigerndes hat.

„Ingeſund in Sicht!“ rief Elm, der ganz vorne an den Maſt geklammert ſtand mit glänzenden Augen, geröteten Wangen und fliegendem Haar.

Die zwei folgten der Richtung ſeines Fingers.

„Zwei Schlag Backbord!“ rief Altmann Irmgard zu, indem er ſelbſt eines der Taue etwas anzog. Das Boot drehte ſich und biß mitten in eine mächtige Welle hinein, daß ſie klatſchend an den Bordwänden vorüberflog und zu Staub vergehend die Sonnenſtrahlen zu einem Regenbogen brach.

Vor ihnen lag, jetzt noch oft durch Wellenberge verdeckt, das kleine, graugrüne Eiland, über dem in glänzendem Kreiſe weiße Seemöwen ſchwebten. Sie fuhren bis ganz nahe an einen kleinen Steg heran, dann warf Irmgard mit aller Kraft das Steuer herum,

während Altmann die Segel einzog und dann mit großer Geschicklichkeit eine Leine um den Pfahl am Ufer warf. Das Boot wollte weiter, aber das Tau hielt. Es lag fest, und die drei stiegen aus.

„Es tanzt noch alles um mich!“ rief Irmgard. „Es tanzt noch alles! Wie ist das schön!“ Sie machte mit ihren Händen auf- und abwogende Bewegungen, gleichsam um sich das Wallen, das vermeintliche, so eigenartig wohltuende Wallen der Umgebung deutlicher zu machen.

Sie machten dann einen Rundgang um die kleine Insel, die jeden Augenblick von Wolken, die über sie hinglitten, beschattet wurde. Von einer kleinen Anhöhe aus sahen die drei auf das Meer, das sie von allen Seiten umschloß. Das dunkle Schiefergrau der wildbewegten Wasserwüste stand in einem seltsamen Gegensatz zu dem reinen Blau des Himmels und zu dem blendenden Weiß der segelnden Wolken.

Altmann sah nach der Uhr. „Wir müssen allmählich ans Heimkehren denken!“

Nur mit großer Mühe konnten sie gegen den immer heftiger werdenden Sturm ankommen, der ihnen an den Kleidern zerrte und ihnen die wenigen Worte, die sie sagten, vom Munde riß, daß sie davonflogen wie Papierstücke. Und sie alle drei fühlten sich erhoben durch dieses Wetter, fühlten die Kraft, die sie dem Winde entgegensetzen konnten. Und dieses Kraftbewußtsein war es, das ihnen die große Freudigkeit gab.

Sie saßen wieder im Boot, Altmann die Taue in der Hand, Irmgard am Steuer, gegen das sie sich mit großer Anstrengung stemmen mußte, um dem Wasser den nötigen Widerstand zu bieten.

Elm merkte, wie schwer es ihr fiel, das Steuer in seiner Lage zu halten. Er stand auf und nahm

es ihr lächelnd aus der Hand. Sie ließ es geschehen und setzte sich dann auf die Seite des Bootes, die hoch aus dem Wasser hervorragte.

Es war ganz wie auf dem Hinweg. Nur alles noch größer, noch mächtiger, noch bewegter und in allem zugleich erhebend und doch auch ein Gefühl der eigenen Schwäche einflößend.

Altmann sah nach dem Kompaß und gab dann Elm und Irmgard ein Zeichen, sich zu bücken, weil er das Segel umlegen müsse. Sie taten es, und mit großer Geschwindigkeit fuhr das Großsegel über ihre Köpfe hinweg, flatterte einen Augenblick unschlüssig hin und her, so daß auch das Fahrzeug ein Spiel der Wellen war, blähte sich dann aber wieder voll auf, das Boot wie ein anziehendes Pferd mit sich reißend. Es war wundervoll zu sehen, wie die immer höher wallenden Wogen, auf denen die Kämme dick lagen, das Schiff hoch emporhoben, dann mit sich hinabrissen, daß es klatschend gegen den nächsten Berg fiel, der es zur Seite schleuderte und sein Wasser hoch über das Schiff warf, daß es ihnen in Strömen von den ganz in den Ölröcken verschwindenden Körpern herabtroff.

Und die drei Menschen waren so ganz erfüllt von der Größe der Umgebung, daß sie sich selbst und ihre Kleinheit vergaßen.

Altmann führte das kleine Fahrzeug mit Meisterschaft durch die Wogen. Nach einer wunderbaren Fahrt erreichten sie am späten Nachmittag den kleinen Steg in der Nähe des Gasthofes, in dem sie wohnten. Alle drei begaben sich dann schleunigst in ihre Zimmer, um sich umzuziehen.

Sie trafen sich bald darauf im Eßzimmer wieder, und jedes von ihnen stand noch ganz unter dem Einfluß des Erlebnisses. Alle hatten noch gerötete Wangen

und leuchtende Augen. Es war faſt, als atmeten ſie auch noch tiefer als ſonſt. Ihr Geſpräch wurde häufig unterbrochen, weil eines von ihnen von der Erinnerung überwältigt dazwiſchen ausrief: „Wie war es doch ſchön!“ Dann ſaßen ſie alle drei und dachten an den Nachmittag.

„Segeln iſt wohl der ſchönſte Sport überhaupt!“ nahm dann Irmgard wieder das Wort. „Ich jedenfalls kann mir nichts denken, das einen in ſo unmittelbare Verbindung mit den Elementen bringt.“

„Ja, es iſt ein wunderbarer Sport!“ warf Elm ein. „Sie haben recht, Fräulein Wenken, man wird ſelten ſo eins mit ſeiner Umgebung wie gerade hierbei!“

„Es gibt nur eines, was ich mir noch ſchöner denken könnte,“ ſagte Doktor Altmann, „und das iſt das Fliegen!“

„Ja freilich, das Fliegen!“ rief Irmgard begeiſtert.

Und dann ſchwärmten Irmgard Wenken und Doktor Altmann um die Wette vom Fliegen, das ſie beide nicht kannten.

Gerade wollte ſich Irmgard mit einer verwunderten Frage an Elm wenden, warum er denn gar nichts ſage, als es klopfte und der Wirt einen Brief brachte, der eben für Altmann gekommen wäre.

Altmann erbrach ihn. Er enthielt irgend einen Wunſch ſeines Verlegers. Altmann erhob ſich, bat um Entſchuldigung, aber er müſſe unbedingt gleich arbeiten, weil die Sache bei dem nahe bevorſtehenden Erſcheinen ſeines Werkes dringlich ſei.

So blieben denn die beiden allein. Lange ſprachen ſie kein Wort. Elm blickte unausgeſetzt auf das reizende Antlitz Irmgards, dem die friſchen Farben neben dem Blau der Augen und dem rötlichen Blond der Haare einen ganz eigenen Reiz verliehen. Irmgard merkte

es. Aber sie blickte nicht auf. Sie ließ kein Auge von der ländlichen Stickerei der Decke, die über den Tisch gebreitet war.

Burkhard Elm grübelte sich bei ihrem Anblick in eine tiefe Mutlosigkeit hinein. Was für Hoffnungen durfte er sich auf Irmgard machen? Was konnte er ihr bieten? Nun, was ein Mann, der seinen Beruf nicht erfüllt, eben bieten kann: gar nichts! Was war er? Ein Flieger, der aus Angst sein Streben aufgegeben hatte. Wohl konnte er ein eigenes Heim gründen, denn er war vermögend; aber es war ererbtes, nicht selbst erworbenes, daher ihm fremdes Vermögen. Und mit Fremdem wollte er sich Irmgard nicht gewinnen. Er hatte einmal, als sie nach seinem Berufe gefragt hatte, ausweichend geantwortet. Und sie war taktvoll genug gewesen, nie wieder irgend eine ähnliche Frage zu stellen. Sie würde sicher, wenn sie wüßte, daß er eigentlich beruflos wäre, wenn auch nicht ihr Betragen, so doch ihr Fühlen gegen ihn ändern. Das erschien ihm durchaus berechtigt. Denn wenn sie ihn trotzdem weiterliebte, würde sie in seinen Augen sehr verloren haben.

Es kam ihm wie eine Erlösung, daß Irmgard den Vorschlag machte, auf die Veranda hinauszugehen.

Der Sturm hatte abgenommen. Auch die Bewölkung war fast ganz verschwunden. Nur hinten am Horizont schob sich ganz langsam und feierlich eine Wolkenbank vorwärts, wie vornübergeneigt schreitende Menschen. Irmgard mußte unwillkürlich an eine Prozession denken, die sie einmal in den bayrischen Alpen gesehen hatte. Und alles, Meer, Himmel, Mond, selbst die Stimmen, die nur gedämpft aus der Wirtstube klangen, dann aber vor allem der kaum hörbare Ton eines fernen Signalläutewerkes

verbanden ſich zu einer ſelten vollkommenen, aber ganz ungreifbaren Stimmung.

In dieſe Welt hinein klang der Schrei einer Sturmmöwe wie eine letzte Erinnerung an die überwundene Ruheloſigkeit der Natur. Dann ſahen ſie den Vogel, der dicht über ihnen die wunderbaren Linien ſeines Fluges zeichnete. Jetzt flog er ſo, daß ſie eine Zeitlang gerade ſeinen rechten Flügel vor dem Monde auf- und niederſchwingen ſahen in jener großen harmoniſchen Langſamkeit, die dem Fluge der Möwen ſo ureigen iſt.

Dann ſahen ſie die Möwe nicht mehr.

„Wie ſchön es doch ſein muß, fliegen zu können!“ ſagte Irmgard leiſe vor ſich hin träumend. Ganz unvermittelt drehte ſie ſich dann zu Elm um. — „Das iſt etwas, was ich gerne möchte! Fliegen! Eine Flugmaſchine beſteigen und hoch, ganz hoch fliegen und hinunterſehen auf die Erde! — Aber dazu werde ich wohl nie Gelegenheit haben,“ fügte ſie mit einem verzichtenden Lächeln hinzu.

„Warum nicht?“ warf Elm lebhaft ein. Dann taten ihm ſeine Worte ſchon leid, und er fügte haſtig hinzu: „Es bietet ſich doch von Tag zu Tag mehr Gelegenheit!“

Sie ſprachen nicht mehr davon. Irmgard war jetzt doch müde von der großen Fahrt, und ſie trennten ſich bald.

Elm war froh darüber, denn er war in einer Stimmung, in der man allein ſein muß. Er mußte ſich klar werden über ſich ſelbſt, über das Maß ſeiner Kraft. Er durchmaß ſein Zimmer mit haſtigen Schritten. Hatte er die Kraft, wieder ein Flugzeug zu beſteigen? Würde ihn nicht die Angſt vor dem Sterben wieder packen?

Er fühlte, daß er die Kraft wieder hatte. Die Liebe

zu Irmgard, der Wunsch, sie zu besitzen, sie als Gattin und Herrin in sein Haus zu führen, würden so stark sein, daß kein Raum blieb für andere Gedanken. Die würden ihn ganz erfüllen, die würden ihm die Kraft geben, alles zu überwinden und Großes zu leisten. Er fühlte die Liebe in sich wie ein Jauchzen, wie den großen Sturm heute, und der gab ihm ein Gefühl der Größe seiner selbst. Er glaubte sich zu allem fähig.

Und als er jetzt an das offene Fenster trat und die kühle Nachtluft in tiefen Zügen trank, da stand es für ihn fest, daß er am nächsten Morgen ganz früh abreisen würde nach der Stadt, in der sein Apparat noch immer in seinem Schuppen stand, daß er ihn besteigen und wieder fliegen würde. —

Dem Wirt, dem er morgens begegnete, sagte er, er wäre zu einer kleinen Reise genötigt und werde erst in einigen Tagen zurückkommen.

— — — — — — — — — — — — — —

Für Irmgard war es nun recht langweilig. Sie entbehrte Elm sehr. Und gerade jetzt, wo er nicht da war, fühlte sie so ganz, was er ihr geworden war, und sie sehnte sich sehr nach seiner Rückkehr. Vorgestern hatte sie den ganzen Tag gewartet, gestern hatte sie vom Morgen bis zum Abend auf dem Balkon vor ihrem Zimmer gesessen, von dem aus sie die Landstraße, die zur nächsten Bahnstation führte, weithin übersehen konnte. Sich selbst hatte sie betrogen, indem sie sich sagte, sie säße da, um recht ungestört lesen zu können. Aber jeden Augenblick ließ sie das Buch sinken und blickte über das Land in der Richtung, aus der er kommen mußte. Dann überraschte sie sich bei ihrer Träumerei, und wie ein ertapptes Kind vertiefte sie sich schleunigst in ihr Buch. Aber sie fand nie die Stelle wieder, wo sie aufgehört hatte.

Und jetzt war sie auf dem endlos langen Deiche spazieren gegangen. Etwas in ihrer starken Natur wehrte sich noch gegen die große Liebe, die sich ihrer bemächtigt hatte. Aber es kämpfte vergeblich. Nun war das wohlige Gefühl der Schwäche über sie gekommen.

Nach dem wieder allein eingenommenen Mittagessen — Altmann arbeitete wie toll — ging sie in ihr Zimmer, um ihre in der letzten Zeit vernachlässigte Korrespondenz zu erledigen.

Sie hatte noch nicht lange geschrieben, als lautes Hurrarufen der Dorfjugend sie aufblicken ließ. Und im selben Augenblick kam auch schon der Wirt mit hochrotem Kopf, ohne anzuklopfen, hereingestürzt, und während er sich sonst Irmgard gegenüber immer bemüht hatte, Hochdeutsch zu sprechen, rief er jetzt: „Kummt Se snell mal rut, Frölen! Dor is 'n Flieger in de Luft, de kümmt akkerat up uns los!“

Und schon war er wieder weg, die Tür offen lassend.

Irmgard eilte hinter ihm her.

Draußen auf der Straße standen viele Leute. Irmgard gesellte sich zu ihnen.

„Dor achter, Frölen, dor ganz achter!“

Der Eindecker kam sehr schnell näher.

„Dor sünd twee in! — Kiek mal, Mudder, he kümmt rünner!“ rief ein kleiner Knirps, und tatsächlich senkte sich der Apparat tiefer und tiefer, und dann hörte der Motor auf, der Eindecker ging in steilem Schraubenflug auf eine Wiese ganz dicht hinter dem Gasthof nieder.

Das ganze Dorf eilte dorthin, die Jungens schreiend voran, dann die Mädchen und dann die Erwachsenen.

Von denen war Irmgard die erste. Kaum hatte sie die kleine Wiese betreten, da erkannte sie den aus-

steigenden Flieger. Es war Elm. Sie eilte ihm entgegen.

„Oh, Sie sind es, Herr Elm!“

„Ja, Fräulein Wenken, ich wollte Sie zu einer kleinen Luftreise abholen. Wollen Sie sich mir anvertrauen?“

Es war etwas in seiner Stimme und seinen Augen, das dieser Frage eine große, die größte Bedeutung gab.

Sie verstand es, und in ihrem einfachen „Ja“ lag die ganze Hingabe einer großen Liebe. Aber die Leute, die vielen Leute, die rundherum standen und sich gar nicht genug wundern konnten, daß der Herr, der hier so lange in ihrem Dorf gewesen war, ein Flieger wäre, hinderten sie an einer endgültigen Aussprache.

Der Passagier kam näher.

„Darf ich Ihnen meinen Bruder vorstellen? — Fräulein Wenken!“

„Das war aber eine feine Überraschung, Herr Oberleutnant!“ sagte Irmgard zu Georg Elm.

„Ja, das will ich glauben, gnädiges Fräulein! Aber nun kommen Sie an die Reihe. Es liegt ein langer Ledermantel im Apparat. Burkhard hat alles bedacht.“

Burkhard half Irmgard in den Mantel, setzte ihr dann eine Lederkappe auf und bestieg den Apparat, während Georg Irmgard beim Einsteigen behilflich war. Dann, als die Leute genügend Raum freigegeben hatten, erhob sich das Flugzeug mit den beiden in die Lüfte.

Elm war es, als habe er noch nie einen Flug so gerne gemacht. Er beobachtete Irmgard unausgesetzt, und ihre offensichtliche Freude an dem Fliegen machte ihn unbeschreiblich glücklich. Und das Bewußtsein, daß sie ihm so ganz vertraute, daß sie sich in seinem Apparat unter seiner Führung völlig sicher fühlte, nahm ihm den letzten kleinen Rest von Unsicherheit,

der bis jetzt noch auf ihm gelastet hatte, und erfüllte ihn mit den größten Hoffnungen für die Zukunft.

Und für Irmgard bedeutete der Flug die Erfüllung eines ihrer größten Wünsche. Und daß es Burkhard war, der ihn ihr erfüllte, machte ihre Freude zu dem Gefühl eines großen Glückes.

Flug und Landung verliefen glücklich. Burkhard überließ die Sorge um den Apparat seinem Bruder, der ihn mit Hilfe einiger Burschen in einem ausgeräumten Geräteschuppen unterbrachte. Er geleitete Irmgard, die in ihrer lebhaften Art und Weise ihren Eindrücken während des Fluges Ausdruck gab, den kurzen Weg nach dem Gasthofe.

Als sie in das kleine, leere Eßzimmer eingetreten waren, drehte sie sich nach ihm um und reichte ihm die Hand. „Wie soll ich Ihnen danken, Herr Elm! Es war unbeschreiblich schön!“

„Sie sollen mir nicht danken,“ entgegnete Burkhard schnell. „Ich bin es, der danken muß, denn Ihnen danke ich es, daß ich heute fliegen konnte, daß ich jetzt wieder etwas leisten kann! Nur Ihnen! Sie haben mich meinem Berufe wiedergegeben und mir das Bewußtsein geschenkt, daß ich kein abgetaner Mann mehr bin. Und jetzt erst darf ich die große Bitte an Sie richten: Krönen Sie Ihr Werk, das Sie an mir getan haben, und werden Sie mein!“

Da sah Irmgard ihm voll in die Augen, ihre Hand legte sich in seine dargebotene mit festem Druck.

„Irmgard!“ jubelte er.

Sie schmiegte sich an ihn, und er schloß sie fest in seine Arme.

Die Bergonisation,

ein neues elektrisches Heilverfahren.

Von Dr. Robert Fürstenau.

Mit 4 Bildern. (Nachdruck verboten.)

In einer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit ist es der Elektrizität gelungen, sich in der Medizin, einem Gebiet, das anfangs ihrer Entfaltung durchaus keine Gelegenheit zu bieten schien, aus bescheidenen Anfängen heraus zu einer beherrschenden Stellung emporzuschwingen. Man braucht nur an die glänzende Entwicklung zu erinnern, die das Röntgenverfahren in den anderthalb Jahrzehnten seiner Anwendung durchlaufen hat; begnügte man sich am Beginn dieser Epoche damit, mittels verhältnismäßig einfacher kleiner Apparate Durchleuchtungsbilder des menschlichen Körpers herzustellen, deren Expositionszeit nach vielen Minuten rechnete, und auf denen man bestenfalls sehr grobe anatomische Veränderungen, Knochenbrüche, Verlagerungen und so weiter feststellen konnte, so hat man heute nicht nur die Technik der Röntgenaufnahmen und Röntgenbeleuchtung, sondern auch die Anwendung der geheimnisvollen durchdringenden Strahlung zu direkten Heilzwecken bis zu einer beispiellosen Höhe entwickelt.

So fertigt man heute die bis in die feinsten Einzelheiten hinein durchgearbeiteten Röntgenaufnahmen jedes Körperteils in dem Bruchteil einer einzigen Sekunde an, natürlich unter Aufwendung ganz gewaltiger

elektrischer Energiemengen. Ebenso macht man schon die allerfeinsten anatomischen Veränderungen, wie sie etwa im allerersten Stadium beginnender Tuberkulose im Lungengewebe entstehen, durch die Röntgenaufnahme auf das deutlichste sichtbar, so daß eine entsprechende Behandlung unverzüglich eingeleitet und der Entwicklung jener unheilvollen Krankheit ein wirksamer Riegel vorgeschoben werden kann.

Aber es ist, wie gesagt, nicht die Erkennung der Krankheiten allein, die durch die Röntgenstrahlen um eine unschätzbare Methode bereichert worden ist, auch die Therapie, die heilende Behandlung der Krankheitsprozesse, hat einen nicht unerheblichen Teil des Nutzens auf sich gezogen, indem es sich gezeigt hat, daß es gelingt, durch Bestrahlung der erkrankten Organe mittels Röntgenstrahlen die Zerfallsprozesse aufzuhalten und die Krankheitsherde abzuheilen. Und heute befinden wir uns gerade auf diesem Gebiete inmitten einer hochbedeutsamen Epoche, in der — man möchte sagen, die letzte Hand an die Ausarbeitung der Methode gelegt wird, den größten Feind der Menschheit, die Krebskrankheit in ihren schlimmsten und verheerendsten Formen, durch Bestrahlung abzutöten. Wie es nach den Berichten einer großen Anzahl unserer verdienstvollsten Forscher scheint, winkt das Ziel in deutlich erkennbarer Nähe, und ist es erreicht, so wird es wiederum die Elektrizität sein, die der forschenden Menschheit diesen neuen Ruhmeskranz in die Hände gelegt hat.

Wenn die Entwicklung der Anwendung der Elektrizität auf anderen Gebieten der Medizin vielleicht auch nicht so außergewöhnlich glänzend und nach außen hin sichtbar wie gerade in der Röntgentechnik sich abgespielt hat, so hat doch auch überall dort die Elektrizität durch ihre Anwendung auf das fruchtbarste und segen-

bringendste gewirkt. Es sei nur der Lichtbehandlung, wie sie durch den genialen Dänen Finsen in die Medizin eingeführt wurde, gedacht, hat sie uns doch die Möglichkeit geschenkt, jene entstellende Volkskrankheit, die der Mediziner Lupus nennt, und die Tausende und aber Tausende armer Menschenkinder tiefunglücklich machte, auf schnelle und schmerzlose Weise zur vollständigen Abheilung zu bringen. Und es braucht nur weiterhin an die Methoden der Fulguration zur elektrischen Nachbehandlung von Operationswunden und an die Diathermie, die Durchstrahlung des menschlichen Körpers mit Wärme auf elektrischer Grundlage zur Behandlung von rheumatischen und gichtischen Erkrankungen, erinnert zu werden, um dessen gewahr zu werden, eine wie gewaltige und unersetzliche Rolle die Elektrizität in der modernen Medizin zu spielen berufen ist.

Nun ist es bei den meisten der erwähnten Methoden freilich nicht die Elektrizität selbst, nicht die Naturkraft in ihrer unverhüllten Form, die dem menschlichen Körper, sei es zur Erkennung, sei es zur Heilung seiner Krankheiten, zugeführt wird. Vielmehr ist die Elektrizität nur die primäre Ursache, gewissermaßen der rohe Grundstoff, aus dem die therapeutisch oder diagnostisch wirksame Kraft geformt wird. So müssen bei dem Röntgenverfahren erst auf verschlungenen und verwickelten Wegen aus dem elektrischen Strom, wie wir ihn von der Elektrizitätszentrale geliefert erhalten, elektrische Ströme ganz anderer Form und aus diesen wieder erst die Röntgenstrahlen erzeugt werden; ebenso bei der Finsenbehandlung, wo der elektrische Strom in die heilenden Lichtstrahlen umgewandelt werden muß, und bei der Diathermie, wo nicht die Elektrizität, sondern die aus ihr erzeugte Wärme die Heilwirkungen hervorbringt. So möchte es fast scheinen, als ob wohl die Elek-

trizität ein nützliches Kräutlein sei, aus dem viele verschiedene Zaubertränke sich brauen lassen, daß aber ihm selbst keine besondere Wirkung zukäme.

Dem ist aber nicht so. Auch der elektrische Strom in seiner urgewöhnlichsten Form vermag, in den menschlichen Körper eingeleitet, hundertfache Wirkungen hervorzurufen — in schädlicher und nützlicher Gestalt. Daß der menschliche Körper dem elektrischen Strom gegenüber sich nicht passiv verhält und ihn etwa wie ein Stück Metall zur Erde hinableitet, wissen wir schon daraus, daß der Blitzschlag oder ein starker elektrischer Strom aus einem Leitungsnetz imstande ist, den Menschen ohne weiteres zu töten. Daraus folgt, daß der Strom im Innern des Organismus beim Durchgange Veränderungen hervorrufen muß, die hindernd sich dem natürlichen Ablauf der Lebenstätigkeit entgegenstellen und diese unterbinden.

Worin bestehen nun diese Vorgänge? Nun, ein sehr charakteristisches Zeichen ist nur schwer zu übersehen. Betrachtet man nämlich eine Person, die etwa durch Berühren eines elektrischen Leitungsdrahtes bewußtlos geworden oder gar getötet worden ist, so sieht man, daß alle Muskeln des Körpers krampfhaft zusammengezogen — „kontrahiert" nennt es der Mediziner — sind. Diese Muskelkontraktion ist eine durchaus typische Begleiterscheinung des Stromflusses durch den menschlichen Körper. Ist der Strom sehr kräftig, so steigert sich die Muskelzusammenziehung bis zu einem krampfartigen Zustande, der so ausgeprägt sein kann, daß es beispielsweise nur unter den größten Anstrengungen gelingt, die festgeschlossene Hand eines Verunglückten von dem Leitungsdraht, den er umklammert hält, zu lösen.

Nun ist aber natürlich der Elektrotechniker, und mit ihm auch der Mediziner, in der Lage, die Stärke und

Geſtalt der elektriſchen Ströme ganz nach ſeinem Belieben zu regeln. Und ſo wird es möglich, die Ströme auf das feinſte abzumeſſen und ihre verſchiedenartige

Profeſſor Bergonié, der Schöpfer der Bergoniſation.

Wirkung auf den menſchlichen Organismus ſorgfältig zu ſtudieren. Das iſt eine Aufgabe, der verdienſtvolle Forſcher wie Erb, v. Stintzing, Eulenburg, Bergonié, Leduc und viele andere zahlreiche Jahre ihrer Tätigkeit gewidmet haben.

Einem unter ihnen, dem franzöſiſchen Altmeiſter der Elektrotherapie, Profeſſor Bergonié in Bordeaux, iſt es nun in jüngſter Zeit gelungen, eine Anwendungsart des elektriſchen Stromes zu entdecken, die, wie es ſcheint, von allergrößter praktiſcher Bedeutung zu werden verſpricht. Man hat dieſe Methode nach ihrem Schöpfer „Bergoniſation“ genannt; ſie iſt im Grunde nichts anderes als eine elektriſche Entfettungsmethode!

Es klingt faſt unglaublich, daß es möglich ſein ſollte, eine körperliche Entfettung beim Menſchen auf elektriſchem Wege hervorzurufen, und doch ſind die Grundgedanken, von denen die Bergoniéſche Methode ihren Ausgang nimmt, ſo einfacher Natur und ſo einleuchtend, daß es kaum noch der verblüffenden Heilerfolge, wie ſie bisher von den verſchiedenſten Forſchern erzielt wurden, bedarf, um die Wirkung als nicht nur möglich, ſondern durchaus verſtändlich, wenn nicht ſogar ſelbſtverſtändlich erſcheinen zu laſſen.

Wie bereits geſagt, wirkt der elektriſche Strom beim Durchgange durch den menſchlichen Körper in der Weiſe auf die Muskeln und Nerven ein, daß zunächſt die bekanntlich in der unmittelbaren Nähe der Körperoberfläche liegenden Nervenendigungen ſtark erregt werden; die Nerven leiten dieſe Erregung ins Gehirn weiter, wo eine Art Umſchaltung automatiſcher Art in Tätigkeit tritt, die ihrerſeits denjenigen Muskel in Tätigkeit ſetzt, der dem bezüglichen Nerv zugeordnet iſt. Der Muskel zieht ſich zuſammen: die vom elektriſchen Strom verurſachte Muskelkontraktion iſt damit, wenn auch auf Umwegen, zuſtande gekommen. Natürlich ſpielen ſich dieſe Vorgänge innerhalb des Bruchteils einer Sekunde ab, ſo daß die Muskelkontraktion dem Eintritt des elektriſchen Stromes in den Körper augenblicklich folgt. Mit ſolchen

Muskelkontraktionen, die man durch abwechselndes Unterbrechen und Wiedereinschalten des elektrischen

Apparat zur Ausübung der Bergonisation.

Stromes beliebig oft einander folgen lassen kann, ist natürlich eine große Zahl von Folgeerscheinungen ver-

knüpft, die ihrerſeits beſtimmte therapeutiſche Wirkungen einſchließen. So treten beiſpielsweiſe Erweiterungen der Blutgefäße auf, die zu einer ſtärkeren Durchblutung des betreffenden Gewebes, der Haut und ſo weiter Anlaß geben. Die vermehrte Blutzufuhr iſt jedoch wieder gleichbedeutend mit einer verbeſſerten Ernährung, ſo daß ſich unter beträchtlicher Steigerung des Stoffwechſels eine Kräftigung und verſtärkte Entwicklung der den elektriſchen Strömen ausgeſetzten Körperpartien ergibt.

Die Kontraktion der Muskeln ſelbſt kann nun nach verſchiedener Richtung hin von Bedeutung ſein. Beſteht zum Beiſpiel eine Muskellähmung oder ein Muskelſchwund in der Weiſe, daß der Muskel nicht mehr in genügend hohem Maße befähigt iſt, ſich zu betätigen, ſo wird er durch den elektriſchen Strom zur Arbeit gezwungen, ſeine Ernährungsverhältniſſe beſſern ſich, er kräftigt ſich allmählich infolge der regelmäßigen Betätigung, und nach und nach erhält er ſeine volle Bewegungs- und Arbeitsfähigkeit wieder. Aber auch der geſunde Muskel kann durch regelmäßige, auf elektriſchem Wege erzwungene Tätigkeit in dem Organismus, dem er dient, Heilwirkungen auslöſen.

Dies erkannt und methodiſch weiter durchgeführt zu haben, iſt das Verdienſt Bergoniés. Er ging von dem zutreffenden Gedanken aus, daß die Behandlung der Fettleibigkeit, wie ſie bislang vorgenommen zu werden pflegt, aus Gründen, die im Zuſtande des Patienten liegen, ſo ſehr ſchwer zu einem mehr als vorübergehenden Erfolg führt. Insbeſondere iſt es die unbedingt erforderliche ſtrenge Diät während der Kur und die ebenſo wichtige reichliche Körperbewegung, die nicht nur auf die Herztätigkeit einen unheilvollen Einfluß ausüben, ſondern auch an die Willenskraft des

Patienten außergewöhnlich hohe Anforderungen stellen — ist doch gerade bei starken Personen die körperliche Bewegung mit besonders großen Anstrengungen verknüpft. In Anbetracht dieser Tatsachen kam Bergonié auf die ungemein glückliche Idee, die aktive, vom Willen des Patienten abhängige Muskelarbeit, wie sie bei körperlicher Anstrengung geleistet wird, durch die passive Muskelarbeit, die nicht von dem Willen des Patienten abhängig ist und auf die er keinerlei Einfluß besitzt, zu ersetzen.

Die Möglichkeit, passive Muskelarbeit hervorzurufen, war ja nach den geschilderten Eigenschaften des elektrischen Stromes, Muskelkontraktionen hervorzurufen, gegeben. Eine Muskelkontraktion ist ja im Grunde nichts anderes als eine Arbeitsleistung eben dieses Muskels. Ruft man also derartige Muskelkontraktionen in regelmäßigen Zwischenpausen auf elektrischem Wege hervor, so läßt man die betreffenden Muskelpartien damit Arbeit leisten, ohne daß der Patient auch nur die Spur einer Willensanstrengung zur Leistung dieser Arbeit aufwendet: der Patient leistet also Arbeit, ohne selbst etwas davon zu merken und ohne infolgedessen auch zu ermüden. Woher nehmen nun aber die Muskeln die Nahrung, die Energie zu dieser ihnen aufgezwungenen Arbeitsleistung her? Nun, woher anders als eben aus den Reservestoffen, die der Körper in übergroßer Zahl aufgespeichert hat, dem Fett. Die passive Arbeitsleistung ist also mit einer Abnahme jener Reservestoffe, mit einer Entfettung verknüpft; das ist der so sehr einfache und einleuchtende Grundgedanke des Bergoniéschen Verfahrens.

Seine Ausübung ist mit keinerlei besonderen Schwierigkeiten verknüpft; der Patient nimmt in einem Stuhle Platz, der mit großen Metallplatten belegt ist, durch

die dem Körper der elektrische Strom zugeführt werden soll. Besondere Metallplatten oder „Elek-

Der Patient im „Entfettungsstuhl".

troden", wie man sie nennt, können außerdem von oben her der Körperoberfläche federnd aufgesetzt werden.

Der Patient legt ſich in der ihm bequemſten Stellung auf den „Entfettungsſtuhl“, ſtreckt ſich behaglich und lieſt ſeine Zeitung, während ſeine Muskeln ſo viel Arbeit leiſten, als ob er etwa vier Stunden lang angeſtrengt Holz hackte, ohne daß er auch nur das geringſte Anſtrengungs- oder Ermüdungsgefühl ſpürt. Ein leiſes Prickeln verrät ihm, daß der Strom in ſeinen Körper übertritt; er wird erzeugt durch einen kleinen, in der Abbildung auf Seite 171 ſichtbaren, auf Rollen fahrbaren Apparat, der durch elektriſche Leitungen mit dem großen, im Hintergrunde an der Wand befeſtigten Schaltbrett verbunden iſt. Auf dieſem ermöglichen eine Reihe von Schaltvorrichtungen dem Arzte, den Strom in den verſchiedenſten Richtungen durch den Körper des Patienten hindurchzuſchicken, einzelne beſonders empfindliche Körperteile zu ſchonen, andere wiederum zu verſtärkter Arbeit heranzuziehen und ſo weiter. Ein oben auf dem Schaltbrett ſichtbares Metronom ſorgt durch ſein gleichförmiges Ticken für automatiſche Aus- und Einſchaltung des Stromes, ſo daß jeder Muskel nur eine ganz genau vorgeſchriebene Anzahl von Malen in jeder Minute zur Arbeitsleiſtung herangezogen wird. Und bei alledem lieſt der Patient behaglich ſeine Zeitung oder er ſchlummert gar ein, während ſeine Muskeln arbeiten, arbeiten und das überſchüſſige Fett aufzehren.

Die einzelne Sitzung dauert anfangs etwa eine Viertelſtunde bei ſehr geringer Arbeitsleiſtung, um allmählich bis zu einer Stunde bei größter Arbeitsleiſtung ausgedehnt zu werden. Im allgemeinen wird eine Sitzung täglich vorgenommen; in jeder Sitzung verliert der Patient in der Regel mehrere hundert Gramm an Gewicht, was einer Gewichtsabnahme von etwa zwei bis drei Kilo pro Woche entſpricht. Im weiteren Verlauf der Sitzungen pflegt die Gewichtsabnahme etwas

geringer zu werden, was darauf zurückzuführen iſt, daß die Muskeln infolge der andauernden Betätigung ſich

Elektropulſieren des Oberarms.

mehr und mehr kräftigen und direkt Muskelſubſtanz anſetzen. Dieſe Stärkung der allgemeinen Muskulatur ruft naturgemäß die Fähigkeit und Neigung hervor, aktive, vom Willen diktierte Arbeit zu leiſten, die ihrer-

seits die Wirkung der „elektrischen Entfettung“ steigert, so daß mithin in diesem Stadium aktive und passive Muskelarbeit einander in die Hände arbeiten und beide zur Steigerung des Heileffektes beitragen.

Unter den mannigfachen Formen, unter denen es möglich ist, die Elektrizität zur Heilung von krankhaften Zuständen des menschlichen Organismus zu benützen, nimmt ferner eine besondere Stromart, der sogenannte faradische Strom, eine hervorragende Stellung ein, und zwar wegen seiner ungemein kräftigen Reizwirkung auf Nerven und Muskeln, die durch ihn zu gesunder, kräftiger Tätigkeit angespornt werden. Eine besondere Bedeutung gewinnt der faradische Strom außerdem durch den Umstand, daß seine Anwendung so einfach ist, daß in den zahlreichen hierzu geeigneten Fällen sich der Kranke seiner ohne weiteres und vor allem ohne besondere Vorkenntnisse selbst bedienen kann, wenn man ihm die geeigneten Apparate dazu in die Hand gibt. Nur besitzen jedoch solche Apparate eine Reihe von Eigenschaften, wie Kompliziertheit des Zusammenbaues, Unsicherheit des Funktionierens, Notwendigkeit der Nachregulierung empfindlicher Teile und so weiter, die ihre Handhabung für Laien äußerst schwierig, wenn nicht gar unmöglich machen.

Es ist daher als Fortschritt von außerordentlicher Tragweite zu begrüßen, daß es jüngst gelungen ist, die ganze komplizierte Apparatur zur Erzeugung und Einführung des faradischen Stromes in den menschlichen Körper in ein einziges, einfaches und stets gebrauchsfertiges Instrument, den Elektropuls, zusammenzufassen; der Elektropuls besitzt, wie man auf unserer Abbildung Seite 176 sieht, äußerlich die Gestalt einer Massagerolle und wird auch genau wie eine solche benützt, indem man den Handgriff mit einer Hand um-

faßt und die Walze mit leichtem Druck über die zu behandelnden Körperpartien hinüberführt. Im Augenblick, da man den am Griff des Apparates befindlichen Knopf herunterdrückt, beginnt die Erzeugung des faradiſchen Stromes, und er fließt in die kranken Teile des Körpers hinein, um dort ſeine heilkräftigen Wirkungen auszuüben.

Die Stärke des dem Körper zuzuführenden faradiſchen Stromes kann durch die einfache Verſtellung eines kleinen, aus dem Griff herausragenden Hebels ganz nach Belieben verſchieden eingeſtellt werden. Man hat infolgedeſſen keinerlei Schaltungen, keinen Anſchluß an irgendwelche elektriſche Leitungen oder ſonſtige Extraapparate nötig; der Elektropuls iſt vielmehr, da er ſich ſeine faradiſchen Ströme ſelbſt erzeugt, im ſelben Augenblick, da er aus dem Etui herausgenommen wird, ohne weitere Zubehör ſofort gebrauchsfertig und liefert in der Hand jedes ungeübten Laien die zu den oben gekennzeichneten Heilzwecken notwendigen faradiſchen Ströme.

Der Dieb des Doktors Struck.

Ein wahrer Gerichtsfall. Mitgeteilt von Heinz Welten.

(Nachdruck verboten.)

Der kleine, dicke Doktor Struck ging aus dem Kino nach Hause. Paul Lindaus seltsames Schauspiel „Der Andere“ hatte einen großen Eindruck auf ihn gemacht, den er erst ein wenig in sich verarbeiten mußte, ehe er sich schlafen legen konnte. Darum wollte er zu Fuß nach Hause gehen, obgleich der Weg von Charlottenburg bis zur Invalidenstraße wohl gut eine Stunde in Anspruch nehmen mochte. Doch eine Stunde in einer schönen Frühlingsnacht spazieren zu gehen, war so übel nicht, zumal ein großer Teil des Weges durch den Tiergarten führte. Die Gedanken, die das eigenartige Drama in ihm geweckt hatte, kamen so am besten zur Ruhe. Sonst würde er sich vielleicht noch die halbe Nacht mit ihnen beschäftigen müssen, ehe er einschlafen könnte.

Ob es wirklich so etwas gäbe? Ein nervöser, überarbeiteter Staatsanwalt verfällt in einen Schlafzustand ohne Zutun eines Hypnotiseurs und wird so zum Einbrecher und Dieb, treibt sich Nacht für Nacht mit Strolchen und Dirnen in Kaschemmen herum und hat von alledem am nächsten Tage keine Ahnung mehr. Ob es wirklich so etwas geben mag? In den Fachblättern werden zwar mitunter die seltsamsten Fälle beschrieben, und die Psychiater und Neurologen erzählen Wunder-

dinge aus ihrer Praxis. Aber ihm, dem Doktor Struck, der doch auch schon seit zwanzig Jahren praktizierte, und der in dieser Zeit gar mancherlei erlebt hatte, waren solche Fälle noch nie begegnet. Auch in den medizinischen Versammlungen, die er regelmäßig besuchte, war ein derartiger Fall nie vorgestellt worden. Ob der bekannte Schriftsteller nicht vielleicht auf der Suche nach einem dankbaren Stoff hier nur ein Motiv, eine Andeutung zum Extrem ausgebildet hatte? Oder sollte man wirklich in diesem Staatsanwalt einen Fall aus dem Leben sehen?

Doktor Struck ging nachdenklich die nur schwach erleuchtete Allee hinauf, die von Charlottenburg zum Brandenburger Tor führt. Der Weg war menschenleer um diese Zeit, und niemand störte ihn in seinen Gedanken.

Da — plötzlich ein Geräusch zur Rechten! Aus dem Gebüsch stürzt ein baumlanger Mensch hervor, der sich drohend vor den erschrockenen Arzt hinstellt. „Die Uhr her und nicht gemuckst oder —“

Ein dicker Stock, mit dem er drohende Bewegungen macht, besagt das weitere, und zitternd löst der Arzt die Uhrkette aus dem Westenknopfloch.

„So, und nun den Geldbeutel und die Brieftasche! Aber ein bißchen plötzlich!“

Die Hand des Doktors fährt in die Brusttasche. Da bekommt sie das Stethoskop zu fassen, das er immer bei sich führt. Blitzschnell durchfährt ihn ein Gedanke. „Was, ich, ein kräftiger Mann, der Soldat gewesen ist und es bis zum Stabsarzt gebracht hat, ich soll mich hier von einem Wegelagerer wehrlos ausplündern lassen? Es ist ja so dunkel, daß man fast gar nichts erkennen kann; da kann der Kerl auch nicht sehen, was ich in der Hand halte.“

Blitzschnell, wie der Gedanke gekommen ist, wird er zur Tat. Der Doktor zieht das ärztliche Hörrohr aus der Brusttasche, hält es halb verdeckt, so daß nur ein Stück der schwarzen Röhre zu sehen ist, und schreit: „Hände hoch, oder ich schieße!“

Der lange Kerl läßt den Stock fallen und taumelt drei Schritte zurück. Der Mut des Doktors wächst mit dem Erfolg. „Halt! Nicht von der Stelle! Noch eine Bewegung und ich schieße! Eins, zwei —“

Der Wegelagerer zittert wie Espenlaub. Er wähnt sich vollkommen in der Gewalt dieses kleinen Mannes, den er ausplündern wollte.

Inzwischen überlegt der Doktor, was er mit seinem Gefangenen tun soll. Ob er ihn zum nächsten Schutzmann bringt oder ob er lieber abwartet, bis Menschen kommen? Beides scheint aussichtslos. Bis hier jemand vorbeikommt, das kann noch eine Weile dauern, und so lange wird die Täuschung mit dem vermeintlichen Revolver schwerlich vorhalten. Bis zu einem Schutzmann aber würde er wohl auch kaum mit dem Kerl kommen. Und selbst, wenn er seinen Gefangenen glücklich abliefern könnte, was hätte er dann Großes getan? Der Kerl ist zwar ein Spitzbube, ein ganz gemeiner Straßenräuber, aber warum soll gerade er ihn ins Zuchthaus bringen? Das mögen andere tun! Schon die Scherereien mit dem Gericht könnten ihn davon abhalten, der heiligen Hermandad Handlangerdienste zu leisten.

Drei gewichtige Gründe, die Logik, die Gutmütigkeit und die Bequemlichkeit, bestimmten also den kleinen Doktor, auf die Parade vor dem Schutzmann zu verzichten und seinen Plan zu ändern. Seine Uhr soll ihm der Kerl wiedergeben und sich dann zum Teufel scheren.

„Meine Uhr her, vorwärts!“

Eilfertig fährt der Spitzbube in die Tasche und hält die Uhr dem Arzte hin, die dieser verwundert beschaut.

„Das ist nicht meine Uhr! Sie scheinen ja heute schon tüchtig gearbeitet zu haben. Drehen Sie einmal die Taschen um, aber schleunigst!“

Schweigend gehorcht der Dieb. Drei Uhren, zwei Geldbeutel, eine Damentasche fallen zur Erde. „So. Das bleibt alles hübsch hier liegen. Und nun die andere Tasche!“ Diese enthält nur ein Taschentuch, ein Messer und einen Lederbeutel. „Das Messer bleibt liegen. Das übrige können Sie einstecken, scheint ja Ihr Eigentum zu sein. So. Und nun scheren Sie sich zum Teufel. Ich will Sie noch mal laufen lassen.“

Der Dieb läßt es sich nicht zweimal sagen. Er rafft das Tuch und den Beutel von der Erde auf und schießt wie ein Pfeil davon. Ein Sprung ins Gebüsch, dann ist er verschwunden. Die ganze Szene hat noch nicht fünf Minuten gedauert.

Der Doktor hebt die Sachen von der Erde auf, steckt sie ein und will umkehren. Ihm ist die Lust zum nächtlichen Spaziergang vergangen. Doch jetzt kommt die Aufregung nach. Die aufs äußerste angespannten Nerven versagen den Dienst. Ihm wird übel, und die Knie zittern heftig.

Nach wenigen Minuten ist indes der kleine Schwächeanfall überwunden, und langsam gehend kann er den nächsten Droschkenhalteplatz erreichen. Zu Haus angelangt, beruhigt er sich bald vollständig, und ein Krankenbesuch, den er noch in der Nacht machen muß, lenkt ihn vollends von dem gehabten Abenteuer ab.

Erst am nächsten Morgen kommt ihm dieses wieder ins Gedächtnis, als er auf seinem Nachttisch die eroberten Beutestücke liegen sieht: drei Uhren, zwei Geldbeutel,

eine ſilberne Damenhandtaſche. Was ſoll er mit dieſen Sachen anfangen, wie kann er ſie den rechtmäßigen Beſitzern zuſtellen? Das einfachſte wird es wohl ſein, ſie auf der Polizei abzugeben und dort zu erklären, wie er zu ſeinen Schätzen gekommen iſt. Mögen ſie dann dort ſehen, wie ſie die einzelnen Beſitzer ermitteln. Er packt alles ſäuberlich ein und macht ſich noch vor der Sprechſtunde auf den Weg, um die Sachen aus dem Hauſe zu haben, ehe ſeine alte, ſchwatzhafte Wirtſchafterin ſie findet und er dieſer eine Erklärung geben muß. Denn ihm liegt nichts daran, daß die ganze Nachbarſchaft von dem Abenteuer erfährt. Mit Schrecken denkt er daran, daß vielleicht die ganze Sache in die Zeitung kommen und ſein Name dabei genannt werden würde. Darum muß er auf der Polizei ganz beſonders bitten, daß derlei unterbleibt.

Doch ſchon auf der Treppe kehrt er wieder um und beſinnt ſich eines anderen. Nein, ſo geht das doch nicht. Wie, wenn man ihm auf der Polizei nicht glauben würde? Wenn man vielleicht annähme, er hätte viel mehr erbeutet und liefere nur einen Teil ab? Und, wenn man ihn fragen würde, warum er den Spitzbuben, der doch in ſeiner Gewalt war, nicht zum nächſten Schutzmann gebracht hat? Was ſoll er dann antworten? Und wenn der Kommiſſär vielleicht gar denkt, er habe die Sachen ſelbſt geſtohlen und bringe ſie jetzt in einem Anfall von Reue oder aus Furcht vor Entdeckung wieder? Vielleicht halten ſie auf der Polizei dieſen erwiſchten und wieder freigelaſſenen Spitzbuben, dem er die Diebsware abgenommen hat, für den „großen Unbekannten," der in derlei dunklen Fällen immer zur Hand zu ſein pflegt! Vielleicht würde man auch nur annehmen, daß er im Schlafzuſtande zum Straßenräuber geworden iſt wie der Staatsanwalt im Lindau-

schen Drama, und daß er, wieder aufgewacht, die gestohlenen Sachen ihnen brächte!

Das wäre wohl noch die glimpflichste Lösung. Aber auch dann würde es mit seiner Praxis und seiner Existenz vorbei sein. Denn das würde bekannt werden, und wer möchte sich wohl noch von solch einem hypernervösen Arzte behandeln lassen?

Nein, auf die Polizei darf er mit den Sachen auf keinen Fall gehen. Das muß ganz anders gemacht werden.

Er packt alles fein säuberlich in ein Paket zusammen und schreibt einen Brief dazu des Inhalts, daß ein Straßenräuber, der im Tiergarten auf Raub ausgegangen wäre, von Gewissensbissen gepackt, die inliegenden gestohlenen Dinge der Staatsanwaltschaft zur Verfügung stelle. Dann schickt er — natürlich anonym — das Paket vom nächsten Postamt ab und atmet erleichtert auf, wie die Sachen aus dem Hause sind.

Nach zwei Tagen erhält er eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter, der ihn auffordert, „über die geraubten und der Staatsanwaltschaft zur Verfügung gestellten Gegenstände nähere Auskunft zu geben". Er faßt sich an die Stirn; er glaubt zu träumen. Aber da steht es schwarz auf weiß. Es ist kein Zweifel möglich.

Alles ist ganz natürlich zugegangen. Das Paket ist bei der Staatsanwaltschaft eingegangen, und der Fall wurde dem Untersuchungsrichter zur weiteren Bearbeitung überwiesen. Denn alles in der Welt hat seinen Preis, und auch Gewissensbisse darf sich niemand gratis leisten. Vielleicht hat der Kerl, der die Sachen geschickt hat, noch mehr auf dem Kerbholz. Der Untersuchungsrichter Hallenkampf wird die Sache schon herausbekommen; der ist der rechte Mann für solche Fälle.

Der Herr Unterſuchungsrichter hat zwei Grundſätze, die ihn noch nie im Stich gelaſſen haben. Der erſte lautet: „Wo das geſteckt hat, da ſteckt noch mehr.“ Er iſt nie zufrieden mit dem, was er aus ſeinen Opfern herausholt. Sein zweiter Grundſatz lautet: „Alle Menſchen ſind Verbrecher, ſolange ſie das Gegenteil nicht beweiſen können.“ Er hat es immer für eine ſträfliche Milde des Staates gehalten, die den wahren Rechtsſtandpunkt völlig verkennt, daß man von ihm, dem Unterſuchungsrichter, und vom Staatsanwalt verlangt, den Verbrecher zu überführen und ihm ſeine Schuld zu beweiſen. Das umgekehrte Verfahren allein iſt richtig. Dem Verbrecher wird mitgeteilt, weſſen man ihn bezichtigt, und dann iſt es ſeine Aufgabe, nachzuweiſen, daß er das Verbrechen nicht begangen hat. Kann er dieſen Nachweis nicht erbringen, dann muß er eingeſperrt werden. Dann iſt er ſchuldig. Einen Menſchen „mangelnder Beweiſe“ wegen freizuſprechen, iſt nach des Herrn Unterſuchungsrichters Hallenkampf Meinung ein Verbrechen gegen den Staat, ein Verbrechen gegen den geſunden Menſchenverſtand.

Vor dieſem Unterſuchungsrichter erſchien zitternd und bebend der kleine, dicke Doktor Struck. Es war ſehr leicht geweſen, ihn als den Abſender der geheimnisvollen Sendung zu ermitteln, denn er beſaß eine ſehr charakteriſtiſche Handſchrift, und das Poſtamt, auf dem das Paket aufgegeben worden, war aus dem Stempel der Paketadreſſe zu erſehen. Es war das nämliche, dem der Doktor all ſeine Poſtſachen zur Beförderung übergab. Ein erfahrener Verbrecher hätte ſicher ein anderes Poſtamt ausgewählt. Aber Anfänger begehen immer die größten Dummheiten. So mußte man nur einen Tag lang einen geeigneten Beamten auf dem Poſtamt aufſtellen, der die Adreſſen der eingehenden

Briefe und Postkarten studierte, bis ihm die nämliche Handschrift wieder begegnete. Nach vierundzwanzig Stunden schon wußte der Untersuchungsrichter Hallenkampf, was er wissen wollte, und jetzt stand der unglückliche Doktor vor ihm und erzählte stockend seine Geschichte.

Der Richter schmunzelte. Nicht übel ausgedacht. Aber der gute Doktor da war doch ein zu blutiger Neuling, ein zu ungeschickter Kerl! Jeder Laie konnte ihm die Schuld vom Gesicht ablesen. Wie er bald rot, bald weiß wurde bei den Fragen und sich den Angstschweiß von der Stirn wischte! Der Untersuchungsrichter hatte einen Blick für solche Anzeichen.

Sollte er den Verbrecher in Untersuchungshaft nehmen? So klar wie hier lag wohl selten ein Fall. Direkt lächerlich waren diese Ausreden und Erklärungen. Auf was für Märchen die Menschen doch manchmal verfallen, wenn ihnen das Messer an der Kehle sitzt! Hier lag alles klar, und nur eines blieb noch zu ermitteln: auf welche Veranlassung hin hatte der Doktor die gestohlenen Sachen zurückgegeben? Irgend jemand mußte einen Druck auf ihn ausgeübt haben, irgend ein Spießgeselle, der ihn verpfeifen wollte. Vielleicht spielte auch ein Frauenzimmer in der ganzen Sache mit. Das mußte man noch herausbekommen. Aber im übrigen lag die Sache ganz klar.

Doch der Untersuchungsrichter zögerte noch mit der Verhaftung. Erst kürzlich war wieder von oben eine Verfügung gekommen, mit der Verhängung der Untersuchungshaft sehr vorsichtig zu sein. Ein Spitzbube, dem man nichts hatte beweisen können, war nach mehrmonatiger Haft freigelassen worden, und da hatten die Zeitungsschreiber wieder den Mund weit aufgerissen, von Entschädigung und dergleichen gefaselt. Na, schließ-

lich konnte man den Kerl ja auch bis zur Verhandlung laufen lassen. Er lebte seit Jahren am Platze, hatte seine eigene Wohnung — Fluchtverdacht lag also anscheinend nicht vor.

Der Untersuchungsrichter erhob sich. „Ich danke Ihnen. Ich habe mir alles notiert, was für uns von Interesse ist. Weiter also haben Sie mir nichts zu sagen? Noch ist es Zeit. Sie würden Ihre Lage damit erheblich verbessern."

Durch seine großen Brillengläser schaute ihn der Doktor entsetzt an. Noch ist es Zeit? Lage verbessern? Ja, wie denn? Was denn? Glaube der Herr Untersuchungsrichter vielleicht, daß er selbst —

Doch dieser winkte ab. Das weitere würde sich schon finden.

Schweren Schrittes ging der Doktor zur Tür, indes der Richter sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnte. Er hatte das Seine getan und gab noch heute seinen Bericht an die Staatsanwaltschaft ab. Nun hatte diese das Wort.

Mehr tot als lebendig kam Doktor Struck von der Vernehmung nach Hause. Sogar seiner alten, halbtauben Wirtschafterin, die ihm schon seit zehn Jahren das Haus versorgte, fiel sein verstörtes Wesen auf. Kaum daß er noch die notwendigsten Besuche machte und seine Sprechstunde innehielt. Er zog sich von all seinen Bekannten zurück, ging weder zum Stammtisch noch zum Kegelabend, sondern las Abend für Abend ein Buch — immer das gleiche: das Strafgesetzbuch mit seinen Kommentaren. Es kam nicht mehr von seinem Tisch. Die Paragraphen 242 bis 245 und 249 bis 252, die vom Raub und Diebstahl handeln, kannte er bald auswendig.

Vier Wochen später stand er vor den Geschworenen. Er hatte sich den bedeutendsten Verteidiger genommen,

den er bekommen konnte. Aber er hatte nur wenig Hoffnung mehr. In der Anklageschrift, die man ihm zugestellt hatte, war alles so logisch begründet, so klar durchgeführt, daß er selbst kaum mehr wußte, ob er schuldig war oder nicht. Man hatte die Eigentümer der geraubten Sachen ermittelt, und jetzt wurde er ihnen gegenübergestellt. Aber keiner von allen wußte mehr, wie der Räuber ausgesehen hatte. Es war dunkel, und alle waren viel zu erschrocken gewesen, als daß sie sich die Persönlichkeit hätten einprägen können.

Nur ein alter Mann, dem die Uhr gestohlen worden war, meinte, der Verbrecher wäre wohl größer gewesen. Doch die Dame, der die silberne Tasche gehörte, erkannte ihn an der Stimme bestimmt wieder.

Der Verteidiger beantragte nach dieser Aussage die Hinzuziehung eines Psychiaters, da, wenn überhaupt, sein Klient nur in einem Anfall vorübergehender Geistesstörung so gehandelt haben könnte. Das Gericht lehnte diesen Antrag ab, und der Staatsanwalt beantragte mit Rücksicht auf die bisherige Unbescholtenheit die Mindeststrafe laut Paragraph 249: sechs Monate Gefängnis.

Mit Zittern und Zagen erwartete der arme Doktor das Urteil.

Das Gericht sprach den Angeklagten frei. Sein Vorleben, seine ganze gesellschaftliche Stellung, das Fehlen aller Motive, die ihn zur beklagten Handlung hätten veranlassen können, zwangen die Geschworenen zum Freispruch. So unwahrscheinlich auch in der Darstellung des Arztes manches blieb, und so wenig es den Geschworenen in den Kopf wollte, daß jemand das Stethoskop für einen Revolver gehalten hätte, so reichten doch die Verdachtsgründe nicht zur Verurteilung aus, zumal die freiwillige Rücksendung der geraubten Sachen

nicht erklärt werden konnte. Die Koſten des Verfahrens wurden der Staatskaſſe auferlegt.

So ſehr der Doktor aufatmete, ſo war er doch mit dieſem Urteil nicht zufrieden. Auch wenn man es im Urteil nicht ausgeſprochen hatte, ſo blieb es doch nur eine Freiſprechung wegen „Mangels der Beweiſe“. Der Verdacht blieb auf ihm ſitzen, und ſolange er ſich von dem nicht gereinigt hatte, ſo lange konnte er ſeines Lebens nicht mehr froh werden. Er mußte dieſen Kerl wiederfinden, dem er damals im Tiergarten die Sachen abgenommen hatte. Der allein konnte ihm ſeine Ruhe und ſeinen ehrlichen Namen wiedergeben.

Wie ſollte er ihn aber finden? Das mußte ein ſchweres, mühſeliges Suchen werden, das wenig Erfolg verſprach.

Der Doktor beſtach den Gerichtsdiener, ihn telephoniſch zu benachrichtigen, ſobald eine Verhandlung gegen ſolch einen Spitzbuben angeſetzt war; dann eilte er mitten aus der Sprechſtunde hin, vom Krankenbette weg, in der Hoffnung, einmal doch „ſeinem“ Dieb zu begegnen. Faſt täglich kamen derartige Überfälle im Tiergarten vor, faſt täglich wurden ſie vor Gericht abgehandelt, und der Doktor wurde bald eine bekannte Perſönlichkeit im Gerichtsgebäude. Jeder kannte ihn und ſeine Geſchichte, und die Richter erkundigten ſich beieinander, ob der Dieb des Doktors Struck denn noch immer nicht erwiſcht worden wäre.

Aber alle Mühe war vergeblich.

Abend für Abend lief der Doktor in den Tiergarten und durchſtreifte die einſamſten Wege. Allein er traf nur auf Liebespärchen, die dem vermeintlichen Kriminalbeamten ob der Störung unwillig nachſchauten. Unermüdlich ſuchte der Doktor. Er mußte ſeinen Dieb finden, und er wußte, daß er ihn eines Tages finden würde.

Diese Gewißheit hielt ihn aufrecht.

Sechs Monate lang dauerte bereits dieses verzweifelte Suchen, und immer geringer wurde die Aussicht, daß es je Erfolg haben würde. Wenn der Dieb längst Berlin verlassen hätte? Eiskalt lief es dem Doktor über den Rücken bei diesem Gedanken.

Wieder einmal saß er im kleinen Schwurgerichtssaale und wollte einer Verhandlung gegen einen Wegelagerer beiwohnen, der den Tiergarten unsicher gemacht hatte. Jetzt brachten zwei Gerichtsdiener den Angeklagten herein und — dem Arzt stand das Herz still — das war er!

Mit weit aufgerissenen Augen, die Hände krampfhaft an die Brüstung geklammert, saß der Doktor auf der ersten Bank im Zuschauerraum und starrte auf den Verbrecher. Endlich — endlich! Dort auf der Anklagebank, wenige Schritte von ihm, saß der Mensch, der ihm seinen ehrlichen Namen, seinen guten Ruf wiedergeben würde. Endlich hatte er ihn gefunden! Er erkannte ihn ganz genau. Da war kein Zweifel möglich. Da saß der, der ihm seine Ruhe wiedergeben mußte, wenn —

Da, ein neuer furchtbarer Gedanke! Wenn er wollte!

Und wenn er nicht wollte? Was hatte der Kerl für ein Interesse daran, der Wahrheit die Ehre zu geben, sich jener Diebstähle zu bezichtigen, wegen deren er gar nicht angeklagt war? Vielleicht ihm zuliebe? Hatte er ihm nicht selbst den Raub abgenommen? Und da glaubte er, der Mann würde ihm zu Gefallen eine Aussage machen?

Wie eine eisige Hand legte es sich plötzlich um sein Herz. Sein Puls schien zu stocken. Er stand auf, wies mit zitternder Hand auf den Angeklagten und wollte sprechen, ohne doch einen Laut hervorstoßen zu können.

Sein seltsames Wesen fiel den Nachbarn auf; auch

die Richter wurden aufmerksam und schauten auf den wild gestikulierenden Mann, dessen Geschichte sie ja alle kannten.

Der Angeklagte wandte verwundert ebenfalls den Kopf dem Zuschauerraume zu. Er hatte bis jetzt teilnahmlos dagesessen und uninteressiert die Anklage des Staatsanwalts über sich ergehen lassen. Wozu sich aufregen? Er war auf der Tat ertappt worden, vorbestraft war er auch. Er wußte, was seiner harrte, und konnte seine Worte sparen. Doch unwillkürlich hatte auch er den Blick dem Zuschauerraum zugewandt, als alle hinschauten.

Da — was war das? — da saß ja der Kerl, der Hund, der ganz gemeine Spitzbube, der ihm damals im Tiergarten mit dem Revolver in der Hand sein schwer erworbenes Eigentum abgenommen hatte! Und so ein Kerl saß ganz frech hier im Zuschauerraum und er, der bei seinen Geschäftsgängen nur immer einen Stock benützt hatte, er mußte auf die Anklagebank?

„Angeklagter, haben Sie auf die Anklage etwas zu erwidern?“

Ruhig und gleichmäßig kam es von den Lippen des Vorsitzenden, wie eine Redensart, die tagtäglich so und so oft wiederholt werden muß.

Der Angeklagte fuhr in die Höhe. „Ob ick wat zu erwidern habe? Na, nich zu knapp. Herr Jerichtshof, det is keene Jerechtigkeit nich! Mir bringen Se wegen so 'n paar lumpigte Jeschichten uf de Anklagebank — und da, den Lumpen da vorn, der da bei de Zuschauer steht un mit de Hand immer so Mätzchen macht, den lassen Se frei 'rumloofen. Der jehört ins Kittchen un nich ich. Mit 'n Revolver in de Hand hat er mir im Tiergarten anjefallen, hat mir alles abjenommen, der

Lumpenhund! Den müſſen Se inſpunnen, Herr Jerichtshof, un nich mir, wo ick jar niſcht jetan habe!“

Dem Arzte brauſte es vor den Ohren, Tränen ſtürzten ihm aus den Augen. Gott ſei Dank! Endlich, endlich kam es an den Tag! Endlich, endlich hatte er ſeinen guten Namen wieder!

Er wollte auf ihn zuſtürzen, denn er hätte ihn küſſen können vor lauter Glückſeligkeit.

Da packte ihn der Gerichtsdiener am Arm, und der Vorſitzende erhob ſich mit Würde: „Das Publikum hat ſich ruhig zu verhalten. Wir nehmen dieſen Vorfall zu Protokoll und fahren in der Verhandlung fort.“

Von nun an war Doktor Struck in keiner Gerichtsverhandlung mehr zu ſehen.

Der Feuerberg von Teneriſe.

Von Max Nentwich.

Mit 10 Bildern nach Aufnahmen des amerikaniſchen Vulkanologen Cav. Frank A. Perret.

(Nachdruck verboten.)

Unſer Schifflein ſchaukelte ſich vergnügt von Madeira ſüdwärts.

Es war ein köſtlich warmer Frühlingsabend; Delphine begleiteten uns, und als ſich die Dunkelheit auf die Wogen niedergeſenkt, glühten die wunderſamen Büſchel des Meerleuchtens im Giſcht des Spritzwaſſers auf. Am anderen Tage richteten ſich von früheſter Morgenſtunde an die Operngucker und Krimſtecher über den Bug des Schiffes, denn man wußte, daß der Pik von Tenerife*) bei klarem Wetter auf hundert Seemeilen Entfernung wahrzunehmen iſt.

Wie ein leichter Wolkenſtreif am fernen Horizont begann er ſich zu zeigen. Das Wölkchen wurde größer, bis nach einigen Stunden die Konturen des Berges klar in Erſcheinung traten: unten ſchwarzes Bergmaſſiv, dann folgte ganz vorſchriftsmäßig jener Wolkenſtrich, der den Paſſatwinden ſein Vorhandenſein verdankt, und über dieſer Unterbrechungslinie leuchtete das weiße Haupt des Pik.

Die Felſenküſte, an der wir ziemlich nahe vorüberkommen, iſt wild zerklüftet. Die Gebirge teilen ſich,

*) Früher meiſt Teneriffa genannt.

und die drei Hauptzüge treten klar vor unsere Augen: zur Rechten bleibt die Montaña de Anaga mit ihrem schwarzen Höhenzuge zurück; dafür tritt vor uns der gewaltige Sattel der Cumbre und neben ihm, ein wenig links, der gigantische Pik, der glatt aufgeschüttet erscheint wie alle Feuerberge, aber bei verhältnismäßig

Phot. Frank A. Perret.

Der mit Bimsstein bedeckte Kraterkegel der Chajorra, vom Gipfel des Pik aus gesehen.

viel kleinerem Flächeninhalt den Ätna immer noch um fünfhundert Meter überragt.

Jedoch wie kaum ein anderer Feuerberg hat der Pik seiner Insel den Stempel aufgedrückt: sie besteht ausschließlich aus vulkanischem Gestein, Tuff, Lavafelsen mit Augit- und Syenitgemenge, Obsidianen und Bimsstein. Die glühenden Saharawinde trugen Sand

und Staub, sogar ganze Heuschreckenschwärme nach den Kanarischen Inseln hinüber, und die Tropenflora mit ihren Zersetzungsprodukten ergab in Verbindung mit den Verwitterungen des Eruptivschuttes den fruchtbaren Mutterboden, der im Schutze schroffer Lavawände bei einem beneidenswert schönen, gleichmäßig

Phot. Frank A. Perret.

Charakteristische Landschaft des Bilmatales mit Kraterhügeln und hohen Lavamauern.

warmen Klima paradiesische Fruchtbarkeit und in der sogenannten Barrancoflora urwaldartige Üppigkeit entfaltet.

Aus seiner erhabenen Höhe von 3710 Metern schaut der weißhauptige Herr der Insel hernieder auf das ziemlich steil abfallende, lavadurchfurchte Land, das wie ein buntgestickter Riesenteppich von seinen Schultern herabfließt; oben leuchtend weiß mit schwarzen Einsätzen, dann sattgrün mit dunklen Längslinien und an

den Kanten, wo das blaue Meer beginnt, der weißpunktierte Spitzenbesatz der Ortschaften.

Obgleich der Hauptkrater des Berges nur unscheinbare Fumarolen aufweist und seit Menschengedenken nicht mehr tätig war, kann man den Pik doch nicht zu

Phot. Frank A. Perret.

Aufnahme vom Gipfel des Chinyero, dessen Abhängen Lava entströmt. Im Hintergrund der spitze Kegel des Pik.

den erloschenen Feuerbergen rechnen; es fällt ihm nach jahrelanger Ruhe plötzlich ein, an irgend einer Stelle der Abhänge aufzureißen, Steine, Asche und Rapillen zu speien oder einen Lavastrom zu Tale zu senden. Dazu sucht er sich gewöhnlich die Nordseite aus, die von einem ganzen Kranz blühender Ortschaften gesäumt

wird und der ergiebigen Niederschlagsmengen wegen wesentlich fruchtbarer ist als die im Glutbrande der Sonne schmorende, ausgedörrte Südseite.

Im Tal von Vilma, an den ziemlich steil abfallenden Gehängen der beiden etwa dreitausend Meter hoch gelegenen alten Krater, der Chajorra und des Pico

Phot. Frank A. Perret.

Der mit Bimsstein, Eis und Schnee bedeckte Gipfel des Pik, seines weißen Aussehens wegen der „Zuckerhut" genannt.

Viejo, erinnern Hunderte von Aschenhügeln an Lavaausbrüche neuerer Zeit. Die letzten begannen im November 1909 und zogen sich, mitten in der durch sie selbst arg beeinträchtigten Fremdensaison, bis Januar 1910 hin. Im Mai 1912 folgte noch ein kleinerer Ausbruch.

Mit dem Hafen von Santa Cruz auf der Südostseite der Insel ist das Ziel unserer Seefahrt erreicht. Die

etwa zwanzigtausend Einwohner zählende Stadt mit Kathedrale, vielen Fremdenhotels und Landhäusern bietet nichts Besonderes, zumal auch die Umgegend nur dürftige Vegetation aufweist; schon der nächste Tag sieht uns daher auf der Reise nach der Nordküste mit seinen üppigen Tropengärten, die wir auf dem Wege zum Feuerberge treffen.

An den Häuschen von Laguna mit den charakteristischen, winzig kleinen, hölzernen Klappfensterchen geht es vorüber, Eukalyptusalleen begleiten uns — wir nähern uns der Nordküste. Einige kanarische Spezialgewächse kommen uns zu Gesicht, die kanarische Palme mit ihren dicken Stämmen und den langen, breiten Blättern, sowie vereinzelte Exemplare des langlebigen Drachenblutbaumes. Herrliche Ausblicke auf die Berge wechseln mit dichtbelaubten, prangenden Orangengärten und ganzen Lorbeerwäldern, und beim Frühstück in Tacoronte, dem fünfhundert Meter hoch über der Brandung horstenden Felsenneſtchen, einem der schönsten Punkte der Nordküste, konnten wir uns überzeugen, daß hier auch die Reben etwas ganz Vorzügliches liefern. Der Kanarensekt soll einst, besonders bei splendiden Engländern, in hohem Ansehen gestanden haben.

Und nun geht es, den Küstenpfad entlang, durch den landschaftlich schönsten Teil der Insel, zur Linken die hohe Mauer der Cumbre, zur Rechten das endlose Meer. Dickblätterige Agaven, Palmen und Tamarisken bilden die Grenze zwischen wohlgepflegten Wein- und Obstgärten, und durch das weite, üppige Grün zieht sich plötzlich vom Berg herab eine nackte, kahle, schwarze Lavamauer von beängstigender Höhe bis zum Meer hinunter. Mit ihrem scharfen Grat teilt sie den Abhang in einzelne Talmulden, die sogenannten Barrancos, deren windgeschützte Schluchten eine unver-

Phot. Frank A. Perret.

Der Schatten des Bergkegels auf dem Nebeldunst.

gleichliche Flora mit vielen kanariſchen Spezialarten entfalten.

Hinter dem wie eine Oaſe von Palmen beſetzten Weinſtädtchen Santa Urſula ſucht wohl jeder Wanderer die nach dem berühmten Forſcher benannte „Humboldtecke“ auf, deren Ausblick ſchon von Humboldt als

Phot. Frank A. Perret.

Ein im Rapillenregen verſchütteter und abgeſengter Strauch der Gänſediſtel.

das ſchönſte Landſchaftsbild der Welt geprieſen wurde und heute noch dafür gehalten wird.

Bei dem Städtchen Puerto Orotava, das manches Andenken an die Guanchen, die Ureinwohner der Inſel, aufbewahrt, ſind auch die Reſte einer kanariſchen, einſt blühenden Induſtrie, die der Inſel jährlich bis fünfzehn Millionen Mark einbrachten, zu ſehen; es ſind die

Phot. Frank A. Perret.

Das durch Lava stets schwer bedrohte Dörfchen Icod de los Vinos an der Nordküste von Tenerife.

Felder der alten Koſchenillezucht, die vor der Erfindung der chemiſchen Farben die ganze Welt mit ihrer tiefroten Blutfarbe verſorgten.

Von Villa Orotava brachen wir am nächſten Morgen auf Reittieren zur Beſteigung des Pik auf. Gegenüber dem behäbigen, breit aufgeſchütteten Bergmaſſiv des Ätna zeigt der Pik einen wildromantiſchen Charakter; ſein Lavagefels iſt ſteil, zerklüftet und unter dem Einfluß der Eroſion durch Regen, Sand und Sonnenglut gigantiſch zerriſſen. Lavawände bis zu tauſend Metern Höhe ragen ſchroff aus dem Tal heraus wie ſchwarze Rieſenkuliſſen aus dem Sattgrün der Barrancogärten.

Bei jeder Bergbeſteigung durchſchreitet man verſchiedene Vegetationsgürtel, die hier am Pik beſonders augenfällig ſind, da der Weg uns aus einem Tropenklima bis in die Eisregion hinaufführt. Lorbeerwälder und mannshohes Farn- und Lianendickicht wechſeln bald mit Getreide- und Maisfeldern, hie und da im Schatten einer Palme ein weißgeſtrichenes Landhäuschen, vor uns der dichte Wald der „Grünen Berge“. Mit ihm beginnt die Wolkenregion, die ſich von etwa 700 bis 1600 Metern hinaufzieht, keine Tropenvegetation mehr aufweiſt, aber auch noch keine Winterkälte kennt. Über ihr dehnt ſich eine weite Erikaheide. Sehr erfreulich iſt der Rundblick in dieſer nebelfeuchten Region nicht; aber die Helligkeit über uns ließ erkennen, daß wir das Nebelmeer bald würden von oben ſehen können, und wir ließen es uns nicht nehmen, die erſten Sonnenſtrahlen mit Geſang und Hallo zu begrüßen. Madame Sonne ſcheint unſere Freude wahrgenommen zu haben; ſie hat es nachher ſo gut mit uns gemeint, daß wir faſt zu zerfließen drohten.

Noch eine andere freudige Überraſchung folgte der Sonnenbegrüßung. Wir ritten auf die beiden mächtigen

Phot. Frank A. Perret.

Fumarole am Gipfel des Chinyero.

Lavakegel zu, die Fortalezza und den Portillo; sie verengen sich zu einer schmalen Klamm, bei deren Ausgang sich dem Wanderer ein überwältigender Anblick

darbietet: er tritt in einen Riesenkessel. Umzogen von hohen Lavamauern, die bis zu fünfhundert Metern aus der blendendweißen, im Sonnenbrande glühenden Bimssteinwüste in die Höhe ragen, öffnet sich ein gewaltiger Krater von etwa zwanzig Kilometern im Durchmesser, in dessen Mitte wiederum, mit den schwarzen Schlackenhaufen der Rastrojos beginnend, das weiße Haupt des Feuerberges schroff zum Himmel emporsteigt. Welch grandioses Naturspiel mag hier in diesem Gigantenzirkus von dem ungebärdigen Element aufgeführt worden sein, als es mitten aus dem verfallenen, zugewehten Höllenschlund sein Riesenhaupt von neuem emporbrückte! Der Volksmund nennt diesen Teil des Berges den „Höllenzirkus“ und den Berg selbst den „Pico de Teyde“.

Hier in der Höhe von zweitausend Metern sind von Vegetation kaum noch der blattlose Ginster (Retama blanca) zu finden und einige Moose und Gräser, die ein paar verwegenen Zicklein zur Nahrung dienen. Klimatisch scheinen wir aber aus der Herbstzone des Buschwaldes wieder in die schlimmste Tropenglut zurückgekehrt zu sein. Die fünf Kilometer über die Bimssteinebene bis zum Hauptkegel hinüber erinnern mich lebhaft an die Wüstentour nach Sidi Okba — und wir sind doch hier eigentlich in der Eisregion des Pik. Der Berg macht es eben immer, wie er will; das mußte auch jener gute Professor wahrnehmen, der die Spitze erklommen hatte und oben mit Bedauern in sein Tagebuch notierte: „Der Wind hier oben weht immer noch als Passat aus Nordost und nicht, wie er sollte, als Antipassat aus Südwest.“

Durch den grauen Bimssteinhaufen der Montaña blanca zieht sich der Weg in endlosen Serpentinen hinauf, durchsticht glänzendes Obsidiangefels und Lava-

Phot. Frank A. Perret.

Ausbruch des Kraters an den unteren Abhängen des Chinyero.

bruch, um ſchließlich wieder im Zickzack den Lomo Tiezo hinanzuſteigen, und wir erreichten gegen vier Uhr nachmittags das Unterkunftshaus Alta Viſta.

Nun hätte ja die wundervollſte Ausſicht auf den Oſtteil der Inſel ſein können; aber er lag dunſtig und nebelig unter uns, was uns aber wiederum Gelegenheit gab, den ſpitzwinkeligen Schatten zu verfolgen, den der Berg auf das Nebelmeer warf, der immer größer wurde, bis er im Dunkel des Abends verging.

In grauer Morgenſtunde ſuchten wir am nächſten Tag die Pfadkrümmungen, die zur Rambleta hinaufführen, jener letzten, kleinen Galerie, in deren Mitte ſich der völlig mit Bimsſtein bedeckte Trachytkegel des Pik erhebt; der Volksmund nennt ihn, ſeines weißen Ausſehens wegen, gern den „Zuckerhut“. Bei weitem nicht ſo anſtrengend wie der Aſchenkegel des Veſuv oder gar des Ätna, wird dieſe letzte Höhe erklommen, und als die Sonne den Dunſt des Meeres durchbricht, ſtehen wir oben an dem verhältnismäßig recht kleinen Hauptkrater des Berges von noch nicht hundert Metern im Durchmeſſer, und das Geröll und Verfallgeſtein, zwiſchen dem es hie und da brodelt und ziſcht, ſchließt ihn in etwa vierzig Metern Tiefe. Und wenn man auch weiß, daß dieſer Hauptkrater des Pik ſeit dem Mittelalter nicht mehr tätig war, ſo iſt es bei der Dickköpfigkeit des Rieſen doch nicht unmöglich, daß er plötzlich wieder zu toben beginnt.

Nach einem mit klopfendem Herzen unternommenen Beſuch im Keſſel und einem Rundgang um den Krater wendeten wir uns der Landſchaft zu; die Sonne war höher geſtiegen und hatte die Morgennebel aufgeſogen — der Führer machte aufmerkſam, daß man die Ausſicht wahrnehmen möge, bevor der Paſſat das Gewölk unter uns zuſammentreibt.

Phot. Frank A. Perret.

Nordwestküste von Tenerife mit Schlackeninseln und steil ins Meer fallenden Lavaergüssen.

Und wir genoſſen in wenigen Minuten das Erhabenſte, was der Berg zu bieten vermag: eine Ausſicht, die alles wie zum Greifen klar vor unſeren Augen ausbreitete. Da lag wie ein Rieſenſpielzeug das Inſelchen vor uns aufgeſtellt: im Nordoſten der dunkle Klotz des Anagagebirges, von dem ſich der Grat der Cumbre wie eine ſcharfe Linie zu uns herüberzieht; dort lag der Hafen und das Städtchen Santa Cruz, Laguna hatte ſich verſteckt, am Nordſtrand aber zogen ſich die Ortſchaften wie eine Girlande dahin: Tacoronte, Orotava, San Juan de la Rambla, Icod de los Vinos, Garachico und ſo weiter. Nach Süden zu iſt die Landſchaft ärmlicher; man ſah nur hie und da ein paar Häuschen. Um den ganzen Berg aber zogen ſich ſternförmig die ſchwarzen Striche der Lavafelſen hinunter ins Tal, kahl und unfreundlich in das friſche Grün der Gärten hinein. Sie ſchienen alle dem großen „Höllenzirkus“ zu entſpringen, deſſen blendendweiße Bimsſteinwüſte grell von der ſchwarzen Umrandung abſtach.

In der näheren Umgebung hier oben kontraſtieren überhaupt Weiß und Schwarz in unvermittelter Nebeneinanderlage: die ſchwarzen Raſtrojos, die weiße Montaña blanca, die ſchwarze Lavakette des Pico Viejo wie des ferneren Negro und der ſchneeweiße, majeſtätiſche Hügel der Chajorra. Nach Weſten öffnet ſich der Teydekeſſel in das mit Hunderten von Kraterhügeln beſetzte Tal von Vilma; es zieht ſich ſchwarz hinunter fort bis zum Meere, das ſeinen ſilberblauen Teppich dehnt und ſtreckt, bis er über La Palma und Gran Kanaria mit dem Horizont in linienloſem Dämmer verläuft.

Ein kurzer Abſchied von all den Herrlichkeiten, die ſoeben im Nebel zu verſchwinden beginnen, dann geht

es aus der schwarz-weißen, völlig vegetationslosen Höhe wieder hernieder. Am Abhang der Rambleta schlägt der Führer einen kleinen Umweg ein zur Cueva del Hielo, einem alten Lavamunde, dem einst glühendflüssiges Gestein entronnen, der aber heute völlig mit Eis und fließendem Wasser gefüllt ist. Auch auf Teneriffe muß der Feuerberg, so paradox das klingt, wie viele andere Feuerberge zur heißen Jahreszeit die stark begehrte Kälte geben; an seinen Abhängen wird in Schneelöchern unter einer dichten Aschenschicht die feuchte Kälte den ganzen Sommer über bewahrt und gelegentlich herabgeholt. Offene, zerklüftete Firnfelder, sogenannter „Büßerschnee", sind an verschiedenen Stellen anzutreffen.

Der Weg führt an der Südpartie des großen „Höllenzirkus" auf dem im Sonnenbrande schmorenden Bimssteinfelde dahin, zur Rechten fortdauernd der weiße Kegel des „Zuckerhutes". Quer über den Weg legt sich die gewaltige Felsmauer der Azulejos mit ihrem bläulichgrünen Lavagestein. Dann wechseln blendende Bimssteinhalden mit dunklen Schlackenfeldern, bis das Tal von Bilma mit seinen wie Riesenmaulwurfshügel aufgeschütteten Kraterbergen erreicht ist. An einem von ihnen, dem Chinyero, sind noch jene mit Schwefelkristallen besetzten Öffnungen zu sehen, denen die Lava von 1910 entfloß; aus einzelnen Fumarolen dringt noch beißender Schwefeldampf hervor.

Das Eruptivgestein, das sich in ganz ansehnlichen Schlangen zwischen den Aschenhaufen hinzieht, hält bekanntlich seine Wärme jahrelang; es gibt dem Führer Veranlassung, von den unheimlichen Tagen um die Jahreswende 1909 auf 1910 zu reden. Rapillen und Aschenhaufen sind unsere ständigen Begleiter, bis wir in den herrlichsten Kiefernwald auf den Höhen von

Guancha einbiegen, der in ſeinen tieferen Abhängen in das wundervolle Tal von Icod de los Vinos übergeht.

Wie kaum an einer anderen Stelle der Inſel entwickelt gerade hier die Barrancoflora eine unglaubliche Üppigkeit, die die gütige Natur wohl als Entgelt für die vielen Schrecken des Berges ſpendet; denn das kleine, hübſche Städtchen mit ſeinen vielen Bananenkulturen, mit dem wilden Gewucher in den Tälern, wo das oleanderartige Kreuzkraut, kanariſche Brombeeren und Weiden, die kantenblätterige Wolfsmilch — alles kanariſche Sonderarten — in Prachtexemplaren zu finden ſind, gerade dieſes ſchöne Tal iſt von den Lavaſtrömen des Bilmatales immer zunächſt bedroht. Und dennoch iſt gerade von hier aus der Blick auf den Pik, der wie in einer einzigen, ununterbrochenen Linie aus dem Meere bis zu ſeiner Rieſenhöhe emporſteigt, von unvergeßlicher Schönheit.

Im Glanz der Abendſonne, die ſein leuchtendes Geſtein vergoldet, ſendet er uns wohlwollende Abſchiedsgrüße hernieder.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Gleichheit. — „Gibt es wohl einen Ort in der Stadt,“ fragte ich meinen Freund Himmelmann, „der frei ist von gesellschaftlichen Verpflichtungen, gesellschaftlichen Lügen, von Verbeugungen vor Titeln, Würden und Orden — kurz einen Ort, an dem alle Menschen sich gleich und gleichwertig gegenüberstehen?“

„Gewiß,“ sagte Freund Himmelmann, „einen solchen von äußerer Gesellschaftskultur entkleideten Ort gibt es allerdings. Nur ist es ein wenig heiß dort.“

„Gleichgültig, wenn man nur —“

„Und von Kleidern hält man dort so gut wie gar nichts.“

„Ist ja ausgezeichnet! Also gehen wir ins —“

„Dampfbad,“ sagte Freund Himmelmann.

„Ins Dampfbad? Aber höre mal, eigentlich fehlt mir doch gar nichts.“

„Nun, ich denke, du hast Sehnsucht nach ursprünglicher Natürlichkeit. Die ist im Dampfbad, Freund. Keine Orden, keine Bügelfalte in der Hose, kein Unterschied des Ranges — alle sind sie nackt, und alle sind sie gleich. Da ist der Mensch noch, was er ist, da kannst du dich erholen, da kannst du —“

Als wir an der Kasse des Dampfbades standen, fragte uns das Fräulein: „Mit oder ohne, bitte?“

„Ohne,“ sagte Freund Himmelmann, und, mir zugewendet, setzte er hinzu: „Wir wollen demokratisch sein und brauchen keine besonderen Kabinen.“

„E oder D?“ fragte das Fräulein an der Kasse weiter.

„Einfach,“ sagte Himmelmann.

„Was ist denn D?“ flüsterte ich.

„D iſt ‚dringend‘, hat den Vorzug, bei der Maſſage außer der Reihe abgefertigt zu werden.“

„Alſo wie bei Telegrammen?“

„Stimmt.“

Und dann hatten wir ſchließlich unſere Karten.

„Du,“ ſagte ich, „ſo 'n Dampfbad iſt doch ziemlich kompliziert. Was kriegen wir alſo jetzt zunächſt? Dampf und heiße Luft?“

„Nein, erſt heiße Luft, dann Dampf. — Mach nur geſchwind, ſonſt kommt uns der Dicke dort zuvor.“

Ein dicker Mann ſuchte in dem ſchmalen Teppichgange an uns vorbeizuſtreifen. „Sie geſtatten,“ ſagte er, „ich habe D.“

Aber Himmelmann und ich füllten den Gang dampfdicht aus. Es ziſchte hinter uns. Es ziſchte vor uns. Das Dampfbad nahm uns auf.

In Badehoſen ſtanden wir bald im Heißluftbad.

„Au!“ ſchrie ich und hüpfte von einem Fuß auf den anderen.

„Der Herr iſt wohl zum erſten Male hier, daß er die Holzpantoffeln vergeſſen hat,“ ſagte der Wärter.

Dann ſaßen wir alle um einen großen runden Tiſch herum. Zuerſt war's ganz behaglich. Wir ſahen uns neugierig an.

Die zwei Dicken drüben waren ihres Fettes wegen da — das war klar. Aber der daneben? Und der nächſte? Und der übernächſte? Und alle anderen? Hm, es war doch unangenehm, neben einer Menge Menſchen im Schwitzbad zu ſitzen, von denen man nicht wußte, warum, wieſo, weshalb.

Da lagen Zeitungen auf dem Tiſch. Wir griffen danach. Sie kniſterten vor Trockenheit.

Es wurde wärmer und immer wärmer.

„Heiß iſt's!“ ſagte einer von den Dicken und ſah den anderen Dicken an.

„Ja, ziemlich heiß, Herr — Herr —“

„Bezirksamtmann Schlömilch.“ Der eine Dicke erhob ſich ein und einen halben Zentimeter aus ſeinem Korbſeſſel.

„Sehr angenehm — Bankier Waſſermann,“ ſagte der andere Dicke.

„Sieh einmal an!“ dachte ich. „Und ich hätte die beiden für Bierbrauer gehalten.“

„Ja, was ich ſagen wollte, Herr Bezirksamtmann, welche Gewichtsdifferenz erzielen Sie eigentlich?“

„Bis zu acht Pfund.“

Ein anderer Herr mit einem goldenen Zwicker hörte mit vorgeneigtem Kopfe zu. Seine Naſe begann zu glänzen. Der Zwicker kam ins Rutſchen — klitſch, da lag er auf dem heißen Steinboden. Der Herr bückte ſich. Sein Nachbar, hilfsbereit, desgleichen. Bumm — ſchlugen die beiden Köpfe zuſammen. Es gab einen dumpfen Klang in der Schwüle.

„Entſchuldigen Sie — Amtsrat Steinthal.“

„Pardon — Oberlehrer Klaffke.“

Es wurde immer wärmer.

„Ich finde,“ ſagte der Oberlehrer, „eigentlich iſt ſo ein Dampfbad alle Vierteljahre genügend.“

„Schweinerei!“ ſagte ein Unbeteiligter in der Ecke.

„Herr, was erlauben Sie ſich!“ fuhr der Oberlehrer auf.

„Ich meinte doch nur die Hitze hier!“

„Das iſt eine leere Ausrede!“

„Ach was, dummes Zeug!“

„Dummes Zeug?“ ſchrillte der Oberlehrer. „Dummes Zeug? Ihre Karte, Herr!“ Und dabei fuhr er ſelber ſelbſtvergeſſen in die Gegend ſeiner linken Rocktaſche und — glitſchte auf der ſchwitzenden Herzfläche aus.

Das ganze Heißluftbad lachte.

Die Tür des Maſſageraums wurde aufgeriſſen.

„Der nächſte!“ ſchnarrte die Stimme des Maſſeurs.

Vier Herren erhoben ſich auf einmal und ſahen ſich unſicher an.

„Sind Sie alle vier dran?“ brüllte der Maſſeur.

Zwei von den vieren ſetzten ſich zögernd wieder.

„Wer von Ihnen hat D?“ fuhr die Stehengebliebenen der Maſſeur an.

„Ich,“ ſagte der Bankier.

„Ich auch,“ ſagte der Bezirksamtmann.

„Bitte — nach Ihnen, Herr Bezirksamtmann — ſelbſtverſtändlich!“ ſagte der Bankier.

„Aber das kann ich wirklich nicht annehmen," ſagte der Bezirksamtmann und war ſchon in der Tür verſchwunden.

„Ich denke doch," ſagte ein Herr, „Sie waren zuerſt da, Herr Waſſer — Herr Waſſermaier?"

„Waſſermann, bitte, Bankier Waſſermann, Herr —?"

„Inſpektor Tſchorlich — bitte."

„Sehr angenehm, Herr Inſpektor."

„Bitte, ganz meinerſeits. Aber nun ſagen Sie mal, warum haben Sie den eigentlich vorgelaſſen, Herr Waſſermaier?"

„Waſſermann, Herr, Waſſermann — bitte!"

Inzwiſchen hatte der Oberlehrer den Herrn mit der „Schweinerei" wiederholt vergeblich angefunkelt.

Auch Freund Himmelmann ſah ſich den Angefunkelten an und ſagte plötzlich vermittelnd: „Ich übernehme jede Haftung, Herr Oberlehrer, daß mit dem Worte ‚Schweinerei' in der Tat nur die Hitze gemeint war durch den — durch den Herrn Oberbürgermeiſter."

Unſere bequemen Korbſeſſel ächzten. Faſt alle waren aufgeſprungen. Faſt alle machten eine tadelloſe Verbeugung in der Richtung nach dem Herrn Oberbürgermeiſter.

„Geſtatten — Amtsrat Steinthal."

„Geſtatten — v. Klitzing."

„Geſtatten —"

„Sehr angenehm," ſagte der Oberbürgermeiſter zuſammenfaſſend.

„Es tut mir in der Tat recht leid," ſagte der Oberlehrer Klaffke.

„Schon gut, ſchon gut, Herr Oberlehrer. Wenn ich übrigens nicht irre, haben Sie meinen Sohn in Geometrie, Herr Oberlehrer?"

„Jawohl, Herr Oberbürgermeiſter, jawohl."

„Na, ſehen Sie, Herr Oberlehrer, der Junge will nicht zurechtkommen mit den ollen Dreiecksgeſchichten und dem Tangentenzeugs —"

„Ja ja, ich weiß, Herr Oberbürgermeiſter."

„Und da dachte ich, Herr Oberlehrer —"

„Der nächſte!" brüllte der Maſſeur durch die halboffene Tür, ohne daß er ſichtbar wurde.

Alle blickten auf den Bankier Waſſermann. Aber der rührte ſich nicht. Natürlich, da war ja der Herr Oberbürgermeiſter.

Aber vor dem kam die Reihe auch noch an Inſpektor Tſchorlich. Auch dieſer machte nur eine leichte Handbewegung gegen den Oberbürgermeiſter.

„Der nächſte!“ brüllte es nochmals.

Nach dem Inſpektor wäre der Herr v. Klitzing an der Reihe geweſen. Er erhob ſich zögernd. Aber unter den vernichtenden Blicken der übrigen ſetzte er ſich wieder mit einer verlegenen Bewegung.

„Der nächſte!“ brüllte der Maſſeur mit vor Wut zitternder Stimme.

Da nahm ich meinen ganzen Mut zuſammen. Der nächſte war jetzt ich. Ich ging entſchloſſen auf den Maſſeur zu.

Aber der hatte durch den Dunſt plötzlich den Oberbürgermeiſter erblickt.

Die Beine ſchlug er zuſammen, daß es patſchte. Salutierend griff er an die Stirne: „Ah, der Herr Oberbürgermeiſter! Hätt' Sie beinah nicht erkannt,“ ſagte er, ſchob mich ſcharf auf die Seite und machte den Weg frei für den Herrn Oberbürgermeiſter.

Freundlich lächelnd ſchritt dieſer an uns vorüber, genau ſo, ganz genau ſo, wie man eine Ehrenkompanie abſchreitet.

Da ſaßen wir mit unſerer Gleichheit. Vorwurfsvoll ſah ich meinen Freund Himmelmann an. Der aber ſchlug die Augen nieder und ſagte nichts. Fritz Müller.

Geheime „Steckbriefe“. — Der franzöſiſche Miniſter des Äußern unter Ludwig XVI., Graf v. Vergennes, iſt der Erfinder jener berüchtigten Empfehlungsbillette, die unter ſeiner Amtsführung die franzöſiſchen Geſandten und Geſchäftsträger bereitwilligſt allen bedeutenden Ausländern mitzugeben pflegten, die kamen, um ſich ihren Paß nach Frankreich viſieren zu laſſen. Die Empfänger dieſer Billette, die die Form eleganter Viſitenkarten hatten und typographiſch ſehr hübſch ausgeſtattet waren, rechneten es ſich natürlich zur großen Ehre an, von dem liebenswürdigen Geſandten direkt dem allmächtigen Miniſter „empfohlen“ zu ſein. Sie hatten keine Ahnung davon, daß jeder

Punkt, jeder Strich, jede Verzierung, jedes Zeichen, ja, daß die Farbe und ſelbſt die typographiſche Einfaſſung ihres Billetts, auf das ſie ſo ſtolz waren, ihre polizeiliche Bedeutung hatten, die ſie oft zum Überbringer ihres eigenen geheimen Steckbriefes machte.

Nehmen wir folgendes an: Der edle Don Alonſo de la Mancha, Grande von Spanien, findet, daß das Pflaſter Madrids ihm zu heiß wird. Er iſt gezwungen, eine Zeitlang „fern von Madrid“ zu weilen. Er entſchließt ſich, in franzöſiſche Kriegsdienſte zu treten, und begibt ſich deshalb zu dem ihm bekannten Marquis de T., dem franzöſiſchen Geſandten, der ihn ſehr liebenswürdig empfängt und noch liebenswürdiger ihm ein Empfehlungsbillett an den Miniſter mitgibt. Dasſelbe lautet: „Alonſo de la Mancha, empfohlen dem Herrn Grafen de Vergennes vom Geſandten am Madrider Hof, Marquis de T.“

Dieſe wertvolle Empfehlung befindet ſich in einem vorgedruckten doppelten, mit acht Knöpfen verſehenen Oval, deſſen beide Linien weit auseinanderſtehen und in der oberen Mitte mit einer Narziſſe, in der unteren mit einem Halbmond und vier kleinen Kreiſen verziert ſind. Der edle Don iſt natürlich entzückt und verſichert ein über das andere Mal dem Geſandten, ſich nach Kräften dankbar zu erweiſen. Dieſer wehrt als höflicher Mann ab. Don Alonſo reiſt mit dem Billett und den Kreditbriefen, die ihm ſeine Mutter nach einer langen Strafpredigt aushändigt, ſchleunigſt nach Paris, wo er, nachdem er ſich in Wichs geworfen hat, im Hotel des Miniſters das Billett mit der Bitte abgibt, ihm die Stunde der Audienz, um die er gleichzeitig einkommt, bekanntzugeben. Dann entfernt er ſich.

Graf Vergennes entziffert ſofort den Steckbrief.

„Mittelmäßig ſchön“, das beſagt die Narziſſe; „lang und hager“, das geht aus dem Oval und der Breite des Zwiſchenraumes hervor; „ziemlich vermögend“ künden die acht Knöpfe; dem Halbmond nach ſteht er „unter Kuratel“; die Wellenlinie unter dem Namen bedeutet „Leichtſinn“; der Punkt über ihr zeigt, daß er ſpielt, unter ihr, daß er ein Don Juan iſt. Die beiden Striche neben dieſem Punkt ſagen, daß er gerne trinkt;

das Zeichen neben dem Punkt über der Wellenlinie rühmt seine Einfalt und Dummheit.

„Hm," sagt sich der Minister, „das einzige, was ihn für den auch uns bevorstehenden Kampf gegen die Windmühlen Hollands empfiehlt, ist sein Name. Wagen wir's also mit dem edlen Don!"

Diese geheimen Steckbriefe erfüllten in jener kritischen Zeit vollkommen ihren Zweck. Der Minister erfuhr durch sie die Geheimgeschichte aller Fremden von Bedeutung, die nach Paris kamen, welchen Zweck ihre Reise hatte und so weiter. Hatte zum Beispiel der Fremde die Absicht, in Paris sich zu verheiraten, so kündete das ein in den oberen Teil der Einfassung verschlungenes Band. Zwei Kreise zwischen den Einfassungslinien besagten, daß er Zivildienste, vier, daß er Kriegsdienste suche; sechs kleine Ovale zwischen den Einfassungslinien deuteten an, daß der Empfohlene Verwandte besuche, acht dagegen, daß er mit seiner Reise politische oder staatsgefährliche Ziele verknüpfe; war der Raum zwischen der Einfassungslinie leer, so hieß das, daß dem Gesandten der Zweck der Reise unbekannt war. In diesen beiden letzten Fällen ließ Vergennes die an ihn „empfohlenen" Fremden durch die geheime Polizei bewachen und auf Schritt und Tritt verfolgen.

Solange in Europa der Paßzwang herrschte, bestand auch das System des Grafen Vergennes in fast allen Staaten. Erst mit der Aufhebung des Paßzwangs hörte auch der aller Willkür die Tore öffnende Unfug der geheimen diplomatischen Steckbriefe auf, dessen Gefährlichkeit und Unmoralität nicht zuletzt auch darin beruhten, daß sie die einzelnen Gesandtschaften zum Mittelpunkt eines sich über das ganze Land erstreckenden Spionierſystems machten. W. F.

Das erste japanische Hotel in Berlin. — In der deutschen Reichshauptstadt bilden die Japaner keine Seltenheit mehr, da hier eine ganze Anzahl an der Universität und den übrigen Hochschulen studiert und auch alle Japaner, die Deutschland bereisen, selbstverständlich längere Zeit in Berlin verweilen. Daher ist einer ihrer Landsleute auf den klugen Gedanken gekommen, ein japanisches Hotel einzurichten.

Das japaniſche Hotel, das erſte überhaupt in ganz Deutſchland, liegt im Weſten von Berlin in der Motzſtraße. Schilder in japaniſcher Sprache neben dem Eingang machen die Paſſanten auf das neue Etabliſſement, das den Namen Matſuſhta führt, aufmerkſam, und ein japaniſcher Portier empfängt die

Der Portier vor dem Hotel Matſuſhta.

Beſucher. Abgeſehen davon, daß die Ausſtattung im modernen europäiſchen Stil gehalten iſt, findet der Japaner hier alles in ſeinem heimiſchen Geſchmack vor. Japaniſche Köche bereiten die Gerichte zu, wie Eierpaſteten, Suppen, in die Fiſchteig in Röhrenform geſchnitten iſt, eingeſalzene Teile des Tintenfiſches und Bonitfiſches, den „roten Froſch“, Gemüſe von

Bambussprossen mit Soyasoße und den beliebten Bohnenquark. Man ißt nicht mit Messern und Gabeln, sondern, wie es in Japan üblich ist, mit Eßstäbchen. Im Teezimmer wird der feine japanische Tee serviert.

Daneben gibt es Gesellschaftsräume mit japanischen Zei-

Beim Tee im Hotel Matsushita.

tungen, eine Bibliothek und ein Spielzimmer mit japanischen Unterhaltungsspielen.

Das Hotel Matsushita erfreut sich eines regen Zuspruches. Die Mehrzahl der Besucher besteht aus Japanern. Doch folgen auch zuweilen Berliner Herren und Damen der Einladung ihrer japanischen Freunde, um, wenn auch nicht ein echt japanisches Mahl von sehr zweifelhaftem Genuß einzunehmen, so doch ein Täßchen vorzüglichen Tee zu trinken. Th. S.

Menschenjagden. — Im Anfang des 18. Jahrhunderts wurde fast überall in Deutschland das „räuberische Gesindlein" der Zigeuner für vogelfrei erklärt. Am grausamsten ging man jedoch in Ansbach-Baireuth gegen die Zigeuner vor.

In der 1716 erschienenen „Beschreibung des Fichtel-Bergs“ heißt es: „Anno 1642 solte auf Hochfürstl. Befehl alles Zigeuner-Gesindel fortgeschaffet, und nichts davon geduldet werden; als aber dessen ungeachtet zu Ausgang des Jahres sich dennoch eine solche Rotte zu Voigtsumbra eingenistet und dem damaligen Weissenstädter Stadt-Voigt Herrn Joh. Christoph Fischern nur verhöhnt, nachgehends gar sich in die Stadt beim Kirchenlamitzer Thor eindringen wollen, aber zurückgewiesen worden, hat ihnen besagter Voigt mit etlichen neu geworbenen Soldaten nachgesetzet, solche eine halbe Stunde vor der Stadt auf dem Spenglersrampen attrapirt, in die Pfanne gehauen, und allesambt massacrirt, ausser zweyen, welche sich durch die Flucht salvirt. Die todte Cörper bey 18 an der Zahl, seynd etliche Tag hernach auf Schlitten geladen, und gegen den Fuß des Löstenberges geschleppt; auch allda verscharret, welches man noch heutigen Tags das Zigeuner-Grab nennet.“

Abschreckend wirkte das übrigens auf die Zigeunerhorden nicht. Im Gegenteil suchten sie die Wälder und Ortschaften des Fichtelgebirges in der frechsten Weise heim; es war zuletzt, wie der Chronist berichtet, „kein Vieh im Wald mehr sicher und kein Holzhauer, daß er bei der Arbeit nicht todtgeschlagen würde“. Als die Landespolizei des Gesindels, das insbesondere in der Bernecker Gegend zur Landplage geworden war, durchaus nicht Herr werden konnte, gestattete der Markgraf durch Befehl vom 16. Juli 1724 seinen „Unterthanen aller Art, solch Rauber, wo sie sich immer attrapiren laßen, als vogelfrey niederzuschießen“, wobei er „für jeden Erlegten ein Species Ducaten praemie“ verhieß. In diesem Erlaß wurden die Zigeuner förmlich als wilde Tiere eingeschätzt. Das Schußgeld tat das übrige.

Im ganzen Fichtelgebirge wurden jetzt förmliche Treibjagden auf die Zigeuner abgehalten, man pirschte mit Hunden und der Kugelbüchse auf sie. Die Männer wurden wie tolle Hunde niedergeschossen und die Weiber und Kinder gefangen nach Berneck gebracht. Ende Juli saßen dort zwanzig Zigeunerinnen gefangen. Von Baireuth kam der Befehl, die Weiber zu hängen.

Die Bernecker, welche die Rache des Gesindels fürchteten, wiesen in einer Eingabe an den Markgrafen darauf hin, wie „ihr Städtlein eine Lage habe, daß ihm von allen Enden mit Feuer begegnet werden könne, was die gottlose Rotte ja ohnehin schon hefftig gedrohet", und baten untertänigst, „die Zigeunerinnen möchten an einen festen verwahrten Ort gebracht und die Execution alda gnädigst angeordnet werden". Das interessante Bittgesuch kam mit dem Befehl zurück, die Exekution sofort vorzunehmen. Tags darauf, am 9. August 1724, wurden die zwanzig Zigeunerinnen gefesselt in den Wald an einen mächtigen Baum geführt und fünfzehn von ihnen gehängt. Die übrigen fünf machten in der Todesangst Geständnisse und wurden wieder in ihr Gefängnis geführt. Über deren Schicksal schweigen zwar die Gerichtsakten, aber da der Markgraf fest entschlossen war, die Zigeuner in seinen Landen auszurotten, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß auch sie dem Henker verfielen. W. F.

In welchem Alter ist die Frau am schönsten? — Das war, wie eine englische Zeitung schreibt, in letzter Zeit der Gegenstand sehr erregter Erörterungen in Pariser Kunstkreisen. Ferdinand Humbert, der Direktor der dortigen Kunstschule, bekennt sich zu zwei Idealen. Als Künstler ist ihm der liebste weibliche Typ der zwischen achtzehn und zwischen fünfundzwanzig Jahren — die Zeit der „strahlenden Jugend". Als Mann hält er die Frauen von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren als die reizvollsten und bezaubernd sten.

Weniger großmütig ist M. Harpignies, ein bereits betagter Herr, für den das Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren, die Zeit der jugendlichen Einfalt, die noch nicht von den Sorgen und Kümmernissen der späteren Jahre getrübt ist, als das schönste der Frau gilt. Gabriel Ferrier hingegen gesteht der Schönheit eine längere Dauer zu. Seiner Ansicht nach bleibt die Frau von fünfundzwanzig bis fünfzig Jahren schön, wenn sie die Kunst gelernt hat, mit Hilfe von Modistinnen und Friseusen das Schönste aus sich herauszuholen.

M. Barthalome, der berühmte Schöpfer der schönen

Parthenonbildsäulen, begrenzt die Zeit der Schönheit zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahren — jedoch mit der Einschränkung, daß es keine wahre Schönheit ohne Güte gibt, und daß Schönheit des Gesichtes und der Gestalt ohne Herzensgüte auf ihn keinen Eindruck machen.

Jean Boucher, ein anderer berühmter Bildhauer, behauptet, daß die Frau von sechzehn bis dreißig Jahren am schönsten, von der Jugend aber bis ins hohe Alter anbetungswürdig sei. Wohl am meisten Billigung beim schönen Geschlecht dürfte die Ansicht finden, die der berühmte Porträtmaler François Flameng geäußert hat: „Die größte Schönheit der Frau mag sich irgend einmal zwischen fünfzehn und fünfzig Jahren entfalten," meint er. „Mag sich jeder nach seinem persönlichen Geschmack eine Meinung bilden, in welchem Jahre die Frau sich am vorteilhaftesten zeigt." J. C.

Königliche Tafelfreuden. — Vielfach ist man der Meinung, am Hofe eines Herrschers müsse es nur auserlesene Speisen zu den verschiedenen Tageszeiten geben, ein regierender Fürst müsse ein Feinschmecker von ganz besonderer Art sein. Das ist meistens aber ganz und gar nicht der Fall. Bei feierlichen Gastmählern ist es wohl selbstverständlich, daß ein Menü geboten wird, das dem fürstlichen Range des Gastgebers entspricht, im Familienkreise speist man aber keineswegs anders als gut bürgerlich.

Frühmorgens trinkt der deutsche Kaiser Schokolade, später folgen weiche Eier mit Schinken. Bei der Mittagstafel werden für gewöhnlich nur wenige Gänge aufgetragen. Am Abend ißt der Kaiser einige mit kaltem Fleisch belegte Brötchen, und nach einem Jagdausflug läßt er sich Bouillonkartoffeln und Warmbier ebenso trefflich munden wie seine Förster. Eine besondere Vorliebe soll der Kaiser für Krammetsvögel haben, die er ebenso gern verspeisen soll wie Karpfen in Biersoße.

Zar Nikolaus II. von Rußland schwärmt für Fischkost. Er ißt gern provenzalischen Stockfisch, der mit Öl, Pfeffer und Knoblauch angerichtet wird. Noch lieber speist der Zar jedoch Kabeljau in Öl. Er meinte einst zu dem französischen

Präsidenten Felix Faure: „Das könnte ich jeden Tag zweimal essen.“ Der König von Italien und ebenso Alfons XIII. von Spanien essen sehr gern süße Speisen und außerdem Schlagsahne, Schokolade, Kuchen und Torten. Hollands Königin nennt als ihr Lieblingsgericht Roastbeef nach englischer Art und Lammkeule.

Auch gibt es unter den Kaisern und Königen verschiedene Liebhaber von Nationalgerichten. König Viktor Emanuel verspeist oft und gern die Polenta, genau wie jeder arme Lazzarone. Auch läßt er sich als besondere Delikatesse ein gebratenes Gericht aus Hühnergekröse, Hirn und Artischocken bereiten. Der österreichische Kaiser bevorzugt Wiener Schnitzel. Als Nationalgericht bestellt er sich Kalbszunge in Rotwein. Für Kaviar zeigt der Kaiser von Rußland keine Vorliebe. Dagegen verlangt er, daß man ihm regelmäßig seine russischen Gemüsesuppen, die unter dem Namen „Borscht“ und „Tschi“ bekannt sind, serviert.

Sehr einfache Gerichte wünscht der Papst auf seiner Tafel zu sehen. Er lebt so bescheiden wie der einfachste Bürgersmann. Früh trinkt er ein Täßchen Kaffee, und zu Mittag genießt er eine Suppe und ein Fleischgericht, zum Abendbrot läßt er sich Gemüse mit etwas Fleisch auftragen. Als Lieblingsgericht bestellt sich auch der Papst bei seinem Koch oft die italienische Polenta. A. M.

Wie tief können wir in den Himmel sehen? — Wer zur Nachtzeit den gestirnten Himmel betrachtet, glaubt einen Blick in die Unendlichkeit zu tun. Man faßt eine Reihe scheinbar beieinanderstehender Sterne zu einem Sternbilde zusammen, ohne zu fragen, ob sie auch wirklich Nachbarn sind. Das menschliche Auge kann zwei kleine leuchtende Punkte nur dann noch getrennt wahrnehmen, wenn sie einen bestimmten Abstand voneinander haben, zum Beispiel bei 1 Zentimeter Abstand aus 35 Metern Entfernung betrachtet werden. Am Himmel dürfte der Abstand zweier leuchtenden Sterne nicht größer sein als der dreißigste bis vierzigste Teil der Vollmondscheibe. Dies gilt jedoch nur theoretisch, denn tatsächlich verschwimmen zwei Sterne am Himmel für das menschliche Auge schon dann zu einem einzigen leuch-

tenden Punkte, wenn ihr Abstand $^1/_{10}$ bis $^1/_{15}$ Vollmondbreite beträgt. Rechnet man jedoch mit der größeren Sehstärke von $^1/_{40}$ Vollmondbreite und nimmt dazu tausendfache Vergrößerungen, wie sie das Fernrohr erreichen kann, so kann man auf dem Monde noch Abstände von Vierzigtausendstel seines Durchmessers unterscheiden; man sieht auf ihm also zwei Punkte noch getrennt, die 30 Meter voneinander entfernt sind.

Diesen Maßstab wendet der Astronom Linke auch auf andere Sterne an. Unsere Nachbarplaneten Venus und Mars sind 120- und 150mal so weit von uns entfernt als der Mond, so daß die kleinsten Gebilde, die wir auf ihnen erkennen können, 12 Kilometer Ausdehnung haben müssen. Auf der Sonne, die 400mal so weit entfernt ist wie der Mond, sehen wir nur Gebiete von 40 Kilometern, und bei dem Neptun, dem fernsten Planeten des Sonnensystems, der 1200mal so weit entfernt ist als der Mond, müßten sichtbare Gebilde schon 1200 Kilometer groß sein, also etwa ein Drittel so groß als der Mond selbst. Geht man zu den Fixsternen über, so sieht man, daß das Auge mit Hilfe des Fernrohres auf ihrer Oberfläche nichts mehr unterscheiden kann, denn die nächsten Fixsterne sind 200 000mal so weit von der Erde entfernt wie die Sonne, und wenn man selbst durch das Fernrohr Vergrößerungen von 5000 erreichen könnte, so müßten die Fixsterne die Sonne noch gewaltig an Größe übertreffen, wenn wir auf ihrer Oberfläche irgend etwas unterscheiden wollten.

Irgend eine Gestalt haben die Fixsterne für das menschliche Auge nicht. Trotzdem können wir sie sehen, weil sie sehr starkes Licht aussenden. Ein verschwindend kleiner leuchtender Punkt, den das Auge seiner Größenausdehnung nach nicht mehr wahrnimmt, wird doch erkannt, wenn er ein starkes Licht aussendet. Ein Reiz, der nur eine Nervenfaser der Netzhaut stark träfe, genügt, benachbarte anzuregen, so daß man die Öffnung seines eigenen Auges im Lichte dieses fernen Gegenstandes sieht. Ohne die Mitwirkung der Lichtstärke könnten wir zum Beispiel die Marsmonde, die 1877 entdeckt worden sind, nicht sehen. Mit Durchmessern von 8 und $9^1/_2$ Kilometern

bleiben sie hinter der Ausdehnung von 12 Kilometern zurück, die als Grenze der Wahrnehmbarkeit der Gegenstände auf dem Mars berechnet worden ist. Ihre Lichtstärke täuscht eben das Auge über ihre Kleinheit hinweg. Bei den Fixsternen, die noch viel heller sind, zeigt sich dies in stärkerem Maße. Ihr Licht braucht in vielen Fällen Jahrhunderte, um uns zu erreichen, und doch sehen wir sie. Die Milchstraße, die im Durchschnitt 22 000 Lichtjahre von uns entfernt ist, sendet ihre Lichtstrahlen zu uns über eine Strecke von $9^1/_2$ Billionen Kilometern; vom Spiralnebel in den Jagdhunden, der 300mal so weit entfernt ist, kommt das Licht zu uns in $6^1/_2$ Millionen Jahren.

Diese ungeheuer weit entfernten Gefilde des Himmels vermag unser Auge noch zu erkennen, und so kann man mit Recht sagen, daß wir unendlich tief in den Himmel hineinsehen können. C. T.

Eine Gerberstadt in Palästina. — Beinahe dreißig Kilometer von Jerusalem entfernt liegt in südlicher Richtung Hebron, arabisch El-Chalil genannt, eine der ältesten biblischen Städte. Hier schlug David seine Residenz als König von Juda auf, und hier wurde er auch zum König von ganz Israel gesalbt.

Heute ist Hebron, das in mehrere Quartiere zerfällt, ein Ort mit düsteren Straßen, die von mit Kuppeln bedeckten Steinhäusern eingefaßt werden. Es zählt gegen fünfzehntausend mohammedanische Bewohner, die sich mit Ackerbau, Glasfabrikation, hauptsächlich aber mit der Anfertigung von Lederschläuchen beschäftigen, so daß Hebron in diesem Industriezweig eine herrschende Stellung für den Orient einnimmt.

Die Lederschläuche werden aus Ziegenfellen hergestellt. Tausende solcher Felle werden alljährlich mit den Karawanen von Arabien und vom Libanon nach Hebron gebracht, wo sie zunächst in die Gerbereien wandern und dann zu Schläuchen verarbeitet werden.

Ein Gerber braucht ungefähr eine Woche, um ein Ziegenfell in einen wasser- und luftdichten Schlauch umzuwandeln. Im Osten der Altstadt ist ein ständiger Schlauchmarkt eingerichtet.

In langen Reihen werden hier täglich zweihundert bis dreihundert Schläuche zum Verkauf gestellt. Sie sind teils mit Luft aufgeblasen, teils mit Wasser gefüllt, so daß sie der Käufer auf ihre Dichtigkeit prüfen kann.

Eine große Zahl der Schläuche wird nach Ägypten und dem Sudan verhandelt, wo sie als Wasserschläuche benützt werden.

Der Ziegenschlauchmarkt in Hebron.

Andere gehen nach Mesopotamien. Dort werden die mit Luft gefüllten Schläuche mittels eines leichten Holzrahmens zu Flößen zusammengesetzt, mit denen man den Euphrat und Tigris befährt. Diese „Kellek", wie man die Flöße nennt, sind imstande, recht erhebliche Lasten zu tragen. Th. S.

Eine seltsame Felddienstübung. — Im Frühjahr 1821 weilte der Großfürst Nikolaus von Rußland, der spätere Zar, zum Besuch bei seinem Schwiegervater, dem König Friedrich Wilhelm III., am Hofe zu Potsdam. Der Großfürst hatte seine Herrenlaunen, die bisweilen recht lästig fielen.

Eines Tages kam er dem König mit einem sehr eigenartigen Plan. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, einmal eine Felddienstübung ausschließlich mit Offizieren ohne Mannschaften zu veranstalten. Ursprünglich wollte er sogar die Leitung der Übung Unteroffizieren übertragen wissen, deren Kommando sich die Offiziere für einen halben Tag unterordnen sollten. Das war dem König aber doch zu bunt, und er machte seinen Eidam darauf aufmerksam, daß solche Ideen dem Geiste der preußischen Armee nicht entsprächen und unbedingt auf Widerspruch bei den Offizieren stoßen würden. Im übrigen aber gab der König nach, und so wurden denn eines schönen Nachmittags alle dienstfreien Offiziere aus Berlin nach Potsdam beordert. Die Stabsoffiziere vertraten die Stelle von Unteroffizieren, die Leutnante waren Gemeine. Es wurden zwei Züge gebildet, davon einen der General v. Witzleben, den anderen der General v. Block befehligte. Die Prinzen des königlichen Hauses, darunter der Kronprinz und der spätere Kaiser Wilhelm, standen im Gliede. Der Großfürst selbst, eine sehr stattliche Erscheinung, war Flügelmann im zweiten Zuge. Auch der König hatte sich bewegen lassen, der Übung beizuwohnen. Die „Truppen" defilierten vor ihm, und es begann dann die Übung, bei der alle Offiziere den höchsten Eifer entwickelten. Der Großfürst stand dabei als Posten an der Brücke über den Golmer Damm.

Gegen Abend erschienen die Prinzessinnen zu Wagen und fuhren über die Brücke. Der Großfürst machte dabei die vorgeschriebenen Honneure. Als aber ein Küchenwagen mit allerhand Delikatessen folgte, hielt er diesen an. Beim Abkochen wurde übrigens von allen, auch von den Prinzen, die gewöhnliche Soldatenkost genossen.

Bei dem Füsilierbataillon des 1. Garderegiments zu Fuß, von dem die Waffen zur Übung entnommen worden waren, werden noch heute der Tornister, das Gewehr und der Tschako, die der Großfürst als preußischer Flügelmann trug, zum Andenken aufbewahrt. O. v. B.

Die Sinnesorgane der Reptilien sind nach den neuesten Untersuchungen des Wiener Naturforschers Werner sehr schlecht

ausgebildet, so daß es geradezu wunderbar erscheint, wie diese Tiere sich im Daseinskampf überhaupt halten können. So fehlt der Geschmackſinn ihnen fast gänzlich. Der Geruchſinn ist auch nur bei Krokodilen und einigen Schildkrötenarten leidlich gut. Dagegen sind sämtliche Reptilien schwerhörig und im höchsten Grade kurzsichtig.

Ein Tierfreund besaß eine zahme Ringelnatter, die er daran gewöhnt hatte, daß sie sich auf das Läuten einer Tischglocke hin bis zur Decke ihres Käfigs emporwand und dort durch eine kleine Klappe ihre Nahrung erhielt. Obwohl die Glocke sehr laut tönte und nur die vordere Käfigwand aus Glas bestand, die anderen aus feinem Drahtgeflecht, hörte die Natter nur bis auf drei Meter Entfernung das Läuten. Es wurde dies durch mehrfache Versuche festgestellt, und zwar in der Weise, daß man die Schlange zuerst mehrere Tage hungern ließ und dann aus der gegenüberliegenden Ecke des Zimmers das gewohnte Zeichen gab. Aber erst als die Klingel bis auf drei Meter näher gekommen war, wurde die Ringelnatter lebendig und schlängelte sich zu ihrem Futterplatz empor.

Werner fand auf einer Waldlichtung in Nevada eine fest schlafende, zusammengeringelte Klapperschlange. Er gab daraufhin, um zu erproben, wie stark das Gehör dieser Giftschlange entwickelt sei, aus seinem sechsschüssigen Revolver auf immer kürzer werdende Entfernungen verschiedene Schüsse ab. Erst die fünfte Detonation weckte das Tier auf. Die Entfernung zwischen Geräuschquelle und dem Ohr des Reptils betrug jetzt viereinhalb Meter. Der Forscher hat in den Sümpfen von Koalala in Vorderindien ganz ähnliche Beobachtungen auch bei anderen Schlangenarten gemacht.

Mit den Augen der Reptilien ist es nicht besser bestellt. Ein Krokodil kann einen Menschen, der zwanzig Meter von ihm entfernt ist, nicht mehr erkennen. Dies hat man folgendermaßen festgestellt. Auf den Krokodilfarmen in Florida, wo diese Panzertiere ihrer kostbaren Haut wegen in Massen gezüchtet werden, hat immer ein bestimmter Fütterer etwa zweihundert Tiere unter seiner Obhut. Die Krokodile erhalten täglich einmal Futter, und zwar morgens. Dies wissen sie schließlich

ganz genau und laufen daher ihrem Wärter regelmäßig entgegen. Betritt nun morgens ein anderer Mensch die Umzäunung, so verlassen die Tiere zwar ebenfalls schleunigst das Wasserbassin, um ja nicht bei der Fleischverteilung zu kurz zu kommen, stutzen aber, sobald sie sich auf zwanzig Meter der betreffenden Person genähert haben, und machen dann ebenso hastig kehrt. Jetzt erst haben sie bemerkt, daß es nicht ihr Fütterer, sondern ein Fremder ist.

Riesenschlangen vermögen Gegenstände erst auf drei bis vier Meter Entfernung deutlich zu unterscheiden. Schlechter noch steht es um die Sehschärfe anderer Schlangen. In dem Pariser Zoologischen Garten hat Professor Valoux Giftschlangen, die man vorher sehr lange fasten ließ, kaninchenähnliche Attrappen aus Stoff in ihre Käfige geschoben und mit Hilfe dünner Stäbe hin und her bewegt. Fast sämtliche Schlangen näherten sich den Attrappen beutelüstern bis auf etwa zwei Meter, ehe sie bemerkten, daß es keine lebenden Kaninchen waren, die sich in ihrem Käfig befanden.

Einige Schildkrötenarten sind so kurzsichtig, daß sie ihre Nahrung vor dem Verschlingen erst genau mit der Zunge befühlen. Eidechsen, die sich am Wegrande sonnen, flüchten nur, wenn der sie beobachtende Mensch sich auffällig bewegt oder sein Schatten auf sie fällt. Ihr Gehör ist etwas besser ausgebildet. Aber über einen Umkreis von dreieinhalb Metern hinaus entgeht ihnen auch das stärkste Geräusch.

Bei dieser Gelegenheit sei auch der Kurzsichtigkeit der Fische gedacht. Bei ihrem Aufenthalt in dem nur selten und auch nur bis zu einer gewissen Tiefe durchsichtigen Wasser würden ihnen freilich auch die besten Sehorgane wenig nützen. Die Kurzsichtigkeit der Fische ist auch der Grund, weswegen sie immer wieder an die Angel gehen. Man hat Fische gefangen, die vier bis fünf Angelhaken im Maule sitzen und trotzdem wieder angebissen hatten. Aus demselben Grunde ist auch nur der Fang mit den sogenannten Stellnetzen möglich, wobei die Fische sich mit dem Kopf in den feinen Maschen verwickeln. Dafür besitzen sie aber ein desto schärferes Gehör, das durch die Eigenschaften des Wassers als guter Schallleiter allerdings noch wesentlich unterstützt wird. W. K.

Eine Frau, die eine Königskrone verscherzte. — Nicht selten ereignet es sich, daß einfache Frauen durch die Gunst des Schicksals auf Herrscherthrone gelangen. Es sei nur an die Kaiserin Eugenie von Frankreich erinnert, ferner an die erste Gemahlin Napoleons I. und an Natalie von Serbien.

Eigenartig ist aber folgender Fall, in dem eine Frau eine Königskrone verscherzte.

Es war im Jahre 1789. Da stand Bernadotte, der spätere General Napoleons und König von Schweden, in Grenoble. Er war dort Sergeant und exerzierte seine Rekruten, kümmerte sich aber sonst um nichts. Da kam der in der Geschichte so bekannt gewordene „Ziegeltag", jener Tag, an dem alle Frauen, die republikanisch gesinnt waren, auf die Dächer der Häuser von Grenoble stiegen und Ziegel auf die königlichen Truppen warfen. Ein solcher Ziegelstein traf unter einem Hagel von anderen auch den Sergeanten Bernadotte auf den Kopf und verwundete ihn schwer. Man hielt ihn für tot und trug ihn ins Hospital. Während man seine Wunde untersuchte, schlug er indes die Augen wieder auf und erblickte unter den Umstehenden ein blondes, blauäugiges Mädchen, das von seinen Schmerzen gerührt zu werden schien. Ihre Schönheit machte tiefen Eindruck auf ihn. Er dachte nur noch an die schöne Amalie, und sobald er sich wieder erholt hatte und zu seinem Regiment zurückgekehrt war, gab er sich alle Mühe, sie aufzufinden.

Drei Wochen lang suchte er sie vergebens, endlich aber fand er sie wieder. Sie war eine arme Näherin und stand allein in der Welt. Bernadotte bemühte sich nun eifrig, ihre Liebe zu gewinnen, hatte aber mit einem gefährlichen Nebenbuhler zu kämpfen, einem Uhrmachergehilfen. Der verliebte Sergeant bot ihr seine Hand, aber das Mädchen zog schließlich den ehrsamen Bürger dem Soldaten vor, und einen Monat später war sie die Frau des Uhrmachers. Sie hatte jedoch in ihrem Ehestand viel Unglück. Der Mann starb, sie verarmte und mußte schließlich als altes Mütterchen in einem Wirtshause Gläser waschen, der ehemalige Sergeant aber war König von Schweden geworden.

„Ach," sagte sie oft, „hätte ich doch den Bernadotte ge-

nommen, ſo könnte ich jetzt Königin ſein. Ja, ja, wenn man jung iſt, hat man eben keine Überlegung."

Sie lebte noch bis zum Jahre 1841. In Grenoble nannte man ſie allgemein „la majesté". O. v. B.

Der letzte Scheiterhaufen in Deutſchland. — Am 26. Juni 1804 wurde der Bauer Johannes Mothas wegen verſchiedener Brandſtiftungen von der Juriſtenfakultät zu Jena zu der grauſamen Strafe verurteilt, „mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht zu werden". Das Urteil fand die landesherrliche Beſtätigung und wurde am 13. Juli 1804 vollſtreckt.

Die Schuljugend leitete das gräßliche Drama ein, indem ſie unter Leitung des Kantors den letzten Wunſch des Delinquenten erfüllte und ihm das geiſtliche Lied „Sorge doch für meine Kinder" ſang. Hierauf fand das Halsgericht ſtatt. Nachdem der Stab über dem Haupte des weißgekleideten Delinquenten gebrochen war, begab man ſich nach dem Hinrichtungsplatz. Der Gerichtsherr eröffnete zu Pferd den Zug; ihm ſchloſſen ſich an: der Gerichtsdirektor, ebenfalls zu Pferd; die vier Schöppen; zwei Gerichtsdiener; der Schützenkommandant zu Pferd; die weibliche Schuljugend; der Kantor und der Knabenchor, der fortwährend Lieder ſang; die Schützen; die männliche Schuljugend; der Verurteilte zwiſchen zwei Geiſtlichen; hinter ihm der Henker und die Freiknechte. Den Zug beſchloß der Gerichtsadjunkt, der an der Spitze der Miliz und einer Abteilung Huſaren ritt.

Als der Delinquent den von einer Zuſchauermenge von mehr als zwanzigtauſend Menſchen umlagerten Scheiterhaufen erblickte, ſchrie er laut auf und blieb entſetzt ſtehen. Dann bat er um Kautabak und ſagte: „Nun fort!" Vor dem Scheiterhaufen kniete er nieder und betete; dann ſtieg er mit dem Scharfrichter und ſeinen Knechten die Leiter hinauf. Nun wurde er von dem Scharfrichter und ſeinen Gehilfen an den eiſernen, ſich in der Mitte des Holzſtoßes befindlichen Pfahl gebunden, worauf jene ſchnell hinuntereilten und die mit Schwefel gefüllten Schlöte und Ecken des Scheiterhaufens in Brand ſetzten. Bald ſtand der ganze Holzſtoß in Flammen. Die Suffokation (Erſtickung), heißt es in dem Hinrichtungsprotokoll, ging ſchnell

und gut vonſtatten, und der Leichnam ſenkte ſich immer mehr und mehr am Pfahl herunter in das Feuer. Als der Reſt des Haufens brannte und vom Leichnam ſelbſt nichts mehr zu ſehen war, trat der Nachrichter mit den Freiknechten vor und tat die vorgeſchriebene Frage: „Herr Richter, habe ich recht gerichtet?“ worauf die Antwort erfolgte: „Es iſt geſchehen, wie Urteil und Recht befohlen.“

Jalouſiereiniger.

Damit war dies gräßliche Juſtizdrama beendet, deſſen Einzelheiten im ganzen Reich ſo ſcharf mißbilligt wurden, daß die Gerichte es doch vermieden, in deutſchen Landen jemals wieder einen Scheiterhaufen zu errichten. W. F.

Jalouſiereiniger. — Das Reinigen der Jalouſien iſt eine ſehr unbequeme Arbeit, bei der man zumeiſt nicht die Gewißheit hat, daß die Reinigung eine wirklich vollſtändige iſt. Es fehlte eben bisher an einem Apparat, der es ermöglicht, die einzelnen Stäbe oben und unten ſchnell und ſicher zu reinigen.

Unſere Abbildung zeigt uns nun eine Neuerung, die dieſem Übelſtand praktiſch abhilft. An einem Holzgriff befindet ſich ein Holzſtück, das mit einem abnehmbaren frottierartigen

Tuch umgeben ist. Dieses Tuch kann gewaschen und nach Abnützung mit wenig Kosten ersetzt werden. Die Handhabung, die viel Zeit erspart und zugleich wirklich gründlich ist, ersehen wir ohne weiteres aus unserem Bilde, das den von der Firma F. A. Schumann in Berlin W, Leipziger Straße 109, in den Handel gebrachten Apparat veranschaulicht. H. H.

Eine Namensänderung. — Für die kommunalständische Taubstummenlehranstalt in Homberg in Hessen ist vor kurzem ein neues, prächtiges Gebäude errichtet und mit einer entsprechenden Feier seinem Zwecke übergeben worden.

Bei ihrer Eröffnung im Jahre 1838 zählte diese wohltätige Anstalt nur sieben Schüler, während ihr gegenwärtig über anderthalbhundert angehören. Damals hielt es schwer, für dieselbe eine geeignete Persönlichkeit als Leiter zu finden, und man war daher im kurhessischen Ministerium froh, als sich ein geprüfter Taubstummenlehrer aus Sachsen auf eine günstige Gehaltsofferte bereit erklärte, die Leitung der neuen Anstalt zu übernehmen. Dieser Lehrer hieß Christian Schufft, und als nun dem damaligen Kurprinzen und Mitregenten, dem späteren Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., der für seinen im Jahre 1831 nach Frankfurt am Main verzogenen Vater die Regierung des Kurfürstentums führte, die Ernennungsurkunde für den Anstaltsleiter zur Vollziehung vorgelegt wurde, stutzte er und sprach ärgerlich: „Wie? Schufft heißt der Mann? Das geht nicht an! Soll sich künftig S c h a f f t nennen. Habe schon Schufte genug im Lande.“

Infolgedessen wurde dann eine neue Ernennungsurkunde ausgefertigt, in der der Name Schufft einfach in Schafft umgewandelt war, ohne daß der Ernannte vorher um seine Einwilligung hierzu gefragt worden wäre oder nach Empfang der Urkunde dagegen Einspruch zu erheben sich getraut hätte. R. v. B.

Deutschlands Wildstand. — Im Vergleich zu anderen Ländern brauchen wir über eine Abnahme des Wildes in Deutschland nicht zu klagen. Auf Grund vielfacher statistischer Erhebungen und Schätzungen hat sich vielmehr eine bedeutende Hebung desselben feststellen lassen. Das zeigt uns schon der

Abschuß. Beim Rotwild ist er in den letzten 25 Jahren um rund 50 Prozent gestiegen; beim Damwild, das besonders gepflegt und verbreitet wurde, hat sich die Zahl der erlegten Stücke sogar um 89 Prozent erhöht; beim Rehwild ist eine Zunahme des Abschusses um 50 Prozent ermittelt worden.

Zurückgegangen ist von größerem Wilde nur der Bestand an Schwarzwild. Die Einschränkung des letzteren war aber beabsichtigt, um den Klagen der benachbarten Feldbesitzer über den von den Schwarzkitteln angerichteten Schaden Rechnung zu tragen. Dagegen hat sich sowohl die Hasen- wie auch die Rebhuhnjagd seit 25 Jahren bedeutend gehoben. In demselben Zeitraum haben sich die Fasanen um das Vierfache vermehrt, und ihr Abschuß ist derart gestiegen, daß der Preis für diesen Vogel bedeutend gesunken ist. Früher betrug er 4 Mark für das Stück, heute werden dafür im Durchschnitt meist nur 2 Mark bezahlt.

Nach einer Zusammenstellung G. Nörigs werden gegenwärtig in Deutschland jährlich 6 371 188 Stück Haarwild im Werte von 21 365 563 Mark erlegt. Obenan stehen in dieser Hinsicht die Hasen. Es werden von ihnen rund 5 615 000 Stück zur Strecke gebracht, die rund 14 000 000 Mark wert sind. Trotzdem bleibt der Hasenbraten für viele eine Rarität, denn es entfällt im Reiche ein Hase auf elf Einwohner. Doch verteilt sich der Verbrauch ungleich. Städte, die in der Nähe guter Hasenreviere liegen, werden reichlicher mit diesem Wildbret versorgt. So werden in Dresden und Umgebung auf 100 Einwohner 28 Hasen verbraucht, während 100 Berliner sich mit 10 Hasen begnügen und in verschiedenen anderen Städten die Zahl fast um die Hälfte kleiner ist.

Den zweiten Platz in wirtschaftlicher Beziehung nimmt das Reh ein. Vom Hasen wird es aber durch einen bedeutenden Abstand getrennt; denn es werden in Deutschland jährlich nur 265 279 Stück Rehwild im Werte von 4 692 000 Mark erlegt. Es müssen sich also von den Einwohnern Deutschlands 245 in ein Reh teilen. Rarer ist noch das andere Schalenwild. Ein Stück erlegtes Rotwild kommt auf 2000 Einwohner, der Abschuß beträgt 32 000 Stück im Werte von 1 536 000 Mark.

Vom Damwild werden 19 527 Stück, die man auf etwas mehr als eine halbe Million Mark bewertet, erlegt, so daß 3277 Deutsche sich in ein Stück dieses Edelwildes teilen müssen. Wildschweinbraten bleibt vielen nur vom Hörensagen bekannt, denn nur 11 895 Stück Schwarzkittel werden im Jahre erlegt, es steht also 5380 deutschen Bürgern ein Wildschwein zur Verfügung.

Was das Federwild anbelangt, so hat man berechnet, daß davon jährlich 5 324 130 Stück geschossen werden; der Wert dieser Jagdbeute beläuft sich auf 4 908 555 Mark. Die Rebhühner bilden davon die Hauptmasse. Der Abschuß beläuft sich auf 4 409 900 Stück, deren Wert mit 3 527 920 Mark nicht zu hoch angesetzt wird. Ein erlegtes Rebhuhn entfällt also auf 14 Einwohner im Reiche. Die Beute am Fasan wird auf ein Zehntel des Rebhuhnabschusses geschätzt. Das übrige Federwild ist seltener. Von den vielgerühmten Waldschnepfen schießt man jährlich nur 56 167 Stück; somit kommt eine Waldschnepfe auf 1138 Reichsbürger. Eine Seltenheit bildet das Auerwild, von dem nur 540 Stück erlegt werden.

Ein Studium der Markthallenpreise in unseren Großstädten zeigt, daß das Wildbret durchaus nicht teurer ist als das Fleisch unserer Schlachttiere, oft stellt es sich sogar viel billiger. Bedenkt man dabei, daß man mit der für Deutschland ermittelten Wildmenge den Fleischbedarf von nahezu 600 000 Personen decken könnte, so ist die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd damit wohl gekennzeichnet.

Auf Grund der Abschußlisten hat man auch die Zahl des bei uns in Feld und Wald *lebenden* Wildes zu berechnen versucht und ist zu folgendem Ergebnis gelangt: Wir besitzen vom Rotwild 128 000 Stück, vom Damwild 78 000 Stück und vom Rehwild 1 326 500 Stück, dazu kommen an Schwarzwild 59 500 Stück hinzu. Die fruchtbaren Hasen marschieren mit der Gesamtzahl von 8 423 000 Stück auf. Fast gleich stark sind die Rebhühner vertreten, man schätzt ihren Bestand auf 8 018 000 Stück, während wir an Fasanen 735 000 Stück besitzen.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf den Abschuß des Raubzeugs in Deutschland hingewiesen. Es werden jährlich

130 000 Stück Füchse, 11 000 Dachse, 5500 Fischotter, 21 000 Marder und 41 000 Iltisse erlegt. Ihre Bälge haben als Pelzwerk einen nicht unbedeutenden Wert, falls sie im Winter erbeutet werden. Dann werden Füchse mit 10 bis 18 Mark das Stück, Fischotter mit 20 bis 30 Mark, Baummarder mit 30 bis 40 Mark, Steinmarder mit 25 bis 30 Mark und Iltisse mit 4,50 Mark bezahlt.

So beträgt der Wert der Jahresbeute Deutschlands an Nutzwild und Raubzeug zusammen 28 Millionen Mark. Nun sind in Deutschland rund 270 000 Personen im Besitz des Jagdscheines, so daß für jeden der Beutegewinn rund 100 Mark beträgt. Wie Nörig berechnet, verknallen unsere Nimrode jährlich 36 Millionen Stück Patronen im Werte von 2 880 000 Mark, für die Abnützung der Gewehre müssen $4^1/_2$ Millionen Mark jährlich in Rechnung gesetzt werden; beachtet man noch die Kosten der Hundehaltung, sonstiger Ausrüstung, die Jagdscheingebühr, Jagdpacht, Wildschadengebühr, die Entlohnung des Jagdpersonals, so kommt man zu dem Schluß, daß der Jagdfreund kein Geschäft macht; das erbeutete Wild kostet ihn weit mehr, als er beim Verkauf erzielt. v. J.

Ein königlicher Kaufmann war der kürzlich verstorbene Brauereibesitzer Karl Jacobsen in Kopenhagen, denn er stellte mit seinen großartigen Stiftungen fast die amerikanischen Milliardäre in den Schatten. So schenkte er unter anderem seiner Vaterstadt Kopenhagen die Glyptothek, ein mit den prachtvollsten Kunstschätzen gefülltes Museum, das unter den zahlreichen Sammlungen der kunstsinnigen dänischen Hauptstadt den ersten Platz einnimmt.

Als die Stadt ihn daraufhin zu ihrem Ehrenbürger ernennen wollte, da lehnte er diese ihm angebotene Ehre mit der Begründung ab: „Für einen Ehrenbürger fühle ich mich noch zu jung, auch müßte ich als solcher immer ruhig und artig sein und hübsch den Mund halten. Dies liegt aber gar nicht in meiner Absicht, vielmehr muß ich es mir vorbehalten, bei jeder Gelegenheit den Vätern der Stadt ganz gehörig meine Meinung zu sagen."

Jacobsen besaß eine Tochter, deren Erziehung er selbst

geleitet und aufs sorgfältigste überwacht hat. Ja, er ging sogar so weit, zu verlangen, daß man ihm jedesmal, wenn seine Tochter irgendwo eingeladen war, vorher den Namen des ihr zugedachten Tischherrn mitteilte. War ihm dieser nicht genehm, dann mußte ein anderer gewählt werden. „Ich will nicht," erwiderte er, als man ihn nach dem Grunde dieser seltsamen Forderung fragte, „daß das Mädchen sich in irgend einen verschuldeten Lebemann verliebt."

Seine Tochter hat denn schließlich auch einen wohlhabenden Bierbrauer geheiratet. —zen.

Hundetreue ist schon oft gepriesen worden, aber auch das folgende Gedicht, das seinerzeit in einer Jagdzeitung veröffentlicht wurde, ist es wert, weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden:

Den Hundefeinden.

Ihr liebt die treuen Hunde nicht,
Weil euren Herzen fremd geblieben,
Was aus der Hundeseele spricht,
Und wie ein Hund vermag zu lieben.
Das Tier seht ihr im Hunde nur,
Geschaffen, willig euch zu dienen,
Euch ist der Schöpfer der Natur
In seinen Wesen nie erschienen.
Kommt nur ins Elend erst einmal,
Von allen, die ihr liebt, verlassen,
Und fühlet der Enttäuschung Qual,
Dann lernt ihr Hundetreue fassen.
Wenn ihr dann fern dem Weltgewühl
In stiller Einsamkeit begraben,
Wohltuend ist euch das Gefühl,
Doch einen wahren Freund zu haben.
Wenn unsere Hände er beleckt,
Aus klugen Augen auf uns schauend
Die Pfote uns entgegenstreckt,
Nur uns ergeben und vertrauend,
Dann regt der feste Glaube sich,
Weil uns ein Wesen treu geblieben,

Dann lernt man unerschütterlich
Den Schöpfer im Geschöpfe lieben.
Und wenn ihr d a s Gefühl nicht kennt,
Ich es zu sagen mich nicht scheue:
Vom Hunde, den ihr „Köter“ nennt,
Lernt e i n e Tugend, lernt die T r e u e. W. K.

Die Brillenschlange des Meeres. — In den Gewässern des Indischen Ozeans und der Südsee kommt ein gefährlicher Fisch vor. Er wird höchstens 40 Zentimeter lang, hat aber eine eigenartige Gestalt. Sein Maul ist nach oben gerichtet, seine Brustflossen sind ungemein stark entwickelt, während die lange Rückenflosse mit dreizehn spitzigen und an beiden Seiten mit einer Furche versehenen Stacheln bewehrt ist. Diese bilden eine furchtbare Waffe, denn neben ihnen befinden sich in der Haut prallgefüllte Säckchen, aus denen bei einem stärkeren Druck auf die Flosse ein heftiges Gift meterweit hervorspritzt.

Zauberfisch (Synankeia) heißt das Geschöpf, und von den Fischern und Küstenbewohnern wird es mehr noch als eine Viper oder Brillenschlange gefürchtet. Die Fischer kennen den Feind und hüten sich wohl, ihn unvorsichtig anzugreifen; denn alsdann gibt es schlimme Wunden, die ungemein heftig schmerzen, brandig werden und zum Verlust des betreffenden Gliedes und selbst zum Tode führen. Besonders gefährlich wird aber der Zauberfisch dadurch, daß er in seichten Küstenwassern sich im Sand und zwischen den Steinen des Grundes verbirgt. Watet nun ein Mensch an einer solchen Stelle umher, und tritt er unversehens auf den Fisch, so wird sein Fuß verwundet und eine große Menge Gift in die Wunde hineingepreßt. Alsdann sind die Folgen höchst verderblich. Der Verletzte wird von kaltem Schweiß, Fieber, Erbrechen und Krämpfen befallen, und er kann von Glück reden, wenn nach wochen- oder monatelangem Siechtum die Genesung erfolgt; nicht selten führt die Verwundung schon nach wenigen Tagen oder selbst Stunden den Tod herbei.

So berichtet der Arzt und Naturforscher Wyatt Gill, der die Südsee bereiste, daß während seines kurzen Aufenthaltes

auf der Insel Aitutaki drei Menschen an Verletzungen durch die Synankeia zugrunde gingen. In einem Fall griff ein Mädchen mit der Hand in den Spalt eines Korallenriffes und faßte dabei einen Zauberfisch. Sie wurde verletzt, und der Arm schwoll sofort stark an. Der Schmerz machte sich bald bis in den rechten Fuß fühlbar. Am folgenden Tage wurde auch die linke Körperhälfte von der Geschwulst ergriffen, und dreißig Stunden nach der Verletzung starb die Ärmste am Starrkrampf.

Auf der Insel Mauritius wurde sogar ein Fall bekannt, in dem der Tod schon eine halbe Stunde nach der Verletzung eintrat. Auf der Insel Réunion hat ein anderer Arzt sieben Todesfälle durch Synankeia beobachtet, während bei mehreren anderen Verletzungen das Leben nur durch die Amputation des betreffenden Gliedes gerettet werden konnte. So ist der Zauberfisch in der Tat der gefährlichste unter allen bekannten Giftfischen und verdient wohl den Beinamen „Brillenschlange des Meeres". v. J.

Was den Wilden eine Frau wert ist. — In einer amerikanischen Zeitung findet sich die folgende interessante Zusammenstellung der Preise, die wilde Völker für eine Frau zahlen. Am splendidesten zeigen sich darin die Kaffern: je nach der Körperkraft und Arbeitsfähigkeit ihrer Erwählten legen sie mindestens zwei Kühe dafür an, steigen aber bis auf zehn Rinder. Die Tataren in Turkestan wiegen ihre Frauen nicht mit Gold auf, wohl aber mit Butter. Je fetter und schwerer eine ist, desto mehr Butter muß der Heiratslustige auf die andere Schale der Wage packen, um sich dies Wertobjekt zu sichern. In Mittelafrika, in Uganda, kommt man zu einem Weibe schon für eine Handvoll Patronen oder für eine Schachtel voll Stecknadeln, und in den Urwäldern von Australien gar reicht eine leere Streichholzschachtel hin, um ein holdes Weib zu erringen — ist einer imstande, eine gefüllte dafür aufzuwenden, so hat er die Wahl unter allen Schönen seines Stammes. C. D.

Die Poesie der Postkutsche. — Als im Jahre 1684 eine der ersten fahrenden Posten in Deutschland, die Fahrpost zwischen

Leipzig und Nürnberg, eingerichtet worden war, führte die Leipziger Kaufmannschaft über dieselbe bei der sächsischen Regierung Beschwerde, daß die Passagiere klagten, „wie dabei nicht allein so liederliche Wagen, sondern auch oftmals versoffene und untüchtige Postillons dabei wären, durch die die Passagiers verwahrloset und immer umgeschmissen würden. Insonderheit sei es am sogenannten Hungerberge bei Gera, welcher um Mitternacht passiert würde, gefährlich, indem an dem Wagen keine Laternen wären".

Darauf erwiderte der Oberpostmeister, daß es allerdings auf besagtem Hungerberge gefährlich wäre, „wenn aber die Passagiers nicht mit umgeschmissen sein wollten, so möchten sie an dieser Stelle aussteigen und beiher gehen. Lichter und Laternen können die Postillons nicht allezeit bei sich führen." A. Sch.

Ein gefährlicher Prinz. — Als der Verkehrsminister v. R. sein Amt antrat, machte er auch, nach altem Brauche, allen Angehörigen des königlichen Hauses von L. einen feierlichen Besuch. Zu einem der allernächsten Verwandten des Königs ging er jedoch nur sehr ungern, denn der Prinz stand in dem Ruf, daß er mit Vorliebe allerhand boshafte Bemerkungen vom Stapel lasse.

Der alte Herr empfing ihn denn auch mit der Frage: „Na, was soan S' denn eigentlich?"

„Verkehrsminister, Königliche Hoheit."

„Verkehrsminister — was ist denn dös? — Ach so, weiß schon. Dös ist so mit Kanälen und Schiffen und Eisenbahnen und Post — was?"

„Ganz recht, Königliche Hoheit."

„Ja, ja, schaun S': was nichts ist und was nichts kann, geht halt zur Post und zur Eisenbahn."

Der Minister wußte auf diese Bemerkung nichts zu erwidern, sondern verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung. —zen.

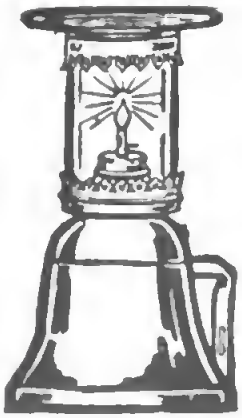
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen und ein blendend schöner Teint. — Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Seife

(die beste Lilienmilchseife), von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pfg. Ferner macht der Cream „Dada" (Lilienmilch-Cream) rote und spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pfg.



Illustr. Prosp. gratis

Dr. Höhn's Spannlampe

ges. gesch. Universal-Haushaltungs-Lampe

Vielseitigste Verwendungsmöglichkeiten, z. B. Nachtlampe mit Erwärmungsapparat; für Kinder- und Dienstbotenzimmer, Korridor, Treppe, Closet. Geruchlos. Sturmsicher.

Verbraucht in 24 Stunden für 1 Pfg. Petroleum.

= Hochelegante, gediegene Ausführung. =

Preis in: Aluminium oder Messing **M. 4.25**, Nickel oder Altkupfer **M. 4.75** franco.

Zahlreiche Anerkennungen aus allen Kreisen.

Alleinfabrikant: **Dr. Karl Höhn, Ulm a. D. 16.**

100000 e im Gebrauch

Wozu haben Sie ein Klavier,

wenn Sie es nicht benutzen können?

Wissen Sie nicht, daß nach der seit Jahren bewährten **„Tastenschrift"** jung und alt, gleichviel ob von leichter oder schwerer Auffassung, das Klavierspiel

ohne Notenkenntnisse - ohne fremde Hilfe

in kürzester Zeit erlernen kann? Tausende spielen bereits nach dieser leichtfaßlichsten, **glänzend begutachteten Methode.**

Das komplette Werk mit allen zur Erlernung des Klavierspiels notwendigen Einzelheiten, sowie etwa **25 vollständigen Musikstücken kostet M. 5.—** (Porto 20 Pfennig extra) und kann gegen vorherige Einsendung des Betrages oder gegen Nachnahme von dem

Musik-Verlag Euphonie, Friedenau 11 bei Berlin

bezogen werden. Einige Probestücke und Aufklärung sind gegen Einsendung von 50 Pfennig von dem Verlag zu beziehen.

Das Musikalienrepertoire der „Tastenschrift" umfaßt bereits etwa 500 Nummern.

Digitized by Google

Eine rationelle Körperpflege

bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
wo obige Plakate ausliegen.

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

Haar weg!

Elektrischer Haarzerstörer.

Etwas Sensationelles bringt das medizin. Warenhaus

Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 57, Abt. Hy.-B.

Lästige Haare mit der Wurzel kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konzentrierten galv. Strom trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. Hierfür bürgt die Firma und verpflichtet sich andernfalls das Geld zurückzuzahlen (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist M. 5.50 u. M. 8.— gebrauchsfertig (per Nachnahme).

Licht-Hingfong Essenz-Destillat

1000000fach im Gebrauch und bewährt!

Als Hausmittel unentbehrlich!

Dtz. 3.80, 30 Fl. franko, nur en gros aus dem

Laboratorium L. Lichtenheldt,

Meuselbach 4 a Th. Wald.

Allen anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Ihre „Licht-Hingfong" ist mir und meinen Freunden unentbehrlich. Ich habe einmal eine Probe anderweitig bezogen, ich habe aber gefunden, dass Ihre Licht-Hingfong die beste war. Herr H. Stoll in P.

Ueber 10000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— M.

Rudolf Hoffers, Apotheker,

Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 400000 im Gebrauche

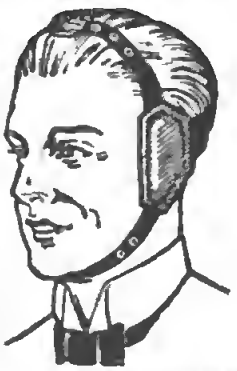
Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) färbt **graues** oder **rotes** Haar **echt blond, braun** od. **schwarz.** Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9

Lippenformer, Ohrenformer

Eine neue Erfindung des Spezialisten Baginski, **gegen abstehende Ohren!** Durch Streckung der Ohrwurzel mit der neuen Kappe „Trados" wird bei Herren, Damen u. Kindern ein verblüffender Erfolg erzielt. Hutnummer oder Alter angeb. Preis M. 3.50. **Wulstige Lippen,** zu großen od. breiten Mund, korrigiert der neue verstellb. Lippenformer in wunderb. Weise. Durch seine pneumatische Eigenschaft bekommen die Lippen eine naturfrische Röte. Preis M. 2.70, in Kautschuk M. 5.—. Interessenten wollen sich direkt a. d. Spezialisten **L. M. Baginski, Berlin 266, Winterfeldtstrasse 34,** wenden.



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 962 I
WILSON
ANNEX